

gemeindereferentinnen
bundesverband

das magazin

100 Jahre Seelsorgerinnen

Pionierinnen pastoraler Arbeit



● **FIT, UNS ZU BEHAUPTEN**

Ruth Krebs erzählt

● **MACHTMISSBRAUCH**

Gefahrenbereich Seelsorge

● **FRAU AN DER SPITZE**

GR wird Hauptabteilungsleiterin

● **KONSEQUENTER SCHRITT**

Generalvikar geht

● **NIE WIEDER SCHWEIGEN**

Johanna Beck im Interview

● **LEBEN TEILEN**

Ambivalente Veranstaltung

„Ich werde nie wieder schweigen“

Im Dezember 2021 hat die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) die Katholische Pfadfinderschaft Europas (KPE) offiziell anerkannt. Gegründet wurde sie 1976 in Abgrenzung zur Deutschen Pfadfinderschaft Sankt Georg (DPSG), weil diese das katholische Glaubensleben vernachlässige. Einer der Gründer, Andreas Hönsch, war in den 80er-Jahren eng in Verbindung mit dem fundamentalistischen Engelwerk. Trotz klarer Warnungen, u.a. von katholischen Sektenbeauftragten und einigen Bischöfen, wurde diese Vereinigung 2008 durch Papst Benedikt als Geistliche Bewegung anerkannt. KPE und Engelwerk sind zwei Beispiele für eine ganze Reihe von innerkatholischen, fundamentalistischen Gruppierungen. Betrachtet man sie unter bisher von verschiedenen Fachpersonen benannten Kriterien für spirituellen Missbrauch, dann wird man schnell fündig. Betroffene gibt es viele – längst nicht nur in KPE und Engelwerk. Die meisten davon erzählen ihre Geschichte allerhöchstens anonymisiert. Ihre Angst ist berechtigt. Auch Johanna Beck hatte Angst und meldete sich zunächst nur unter dem Pseudonym „Madame Survivante“. Unter diesem Namen veröffentlichte die Redaktion feinschwarz in 2019 und 2020 ihre offenen Briefe an die DBK. Reaktion auf den ersten Brief: Schweigen. Auf ihre Nachfrage hin wurde mitgeteilt, man reagiere prinzipiell nicht auf anonyme Schreiben. Reaktion auf Brief 2: Schweigen.

Johanna Beck hat ihr Pseudonym hinter sich gelassen, sie ist offen aufgetreten mit ihrem Erleben von geistlichem und sexuellem Missbrauch als Kind und Jugendliche in der KPE. Sie ist Mitglied im Betroffenenbei-

rat der DBK und arbeitet im Synodalen Weg mit. Eine ganze Reihe von Bischöfen kannten sie und ihre schrecklichen Erfahrungen in der KPE, sie hätten begreifen müssen, dass ihre Geschichte kein tragischer Einzelfall ist, sondern deutlich macht, wie geistlicher Missbrauch in Gruppierungen wie der KPE systemisch angelegt ist. Dies alles wissend beschließt die DBK die Anerkennung dieser bis dahin sehr kritisch betrachteten und nicht anerkannten katholischen Jugendorganisation KPE. Ein Schlag ins Gesicht von Johanna Beck und ein Ausbremsen aller, die in der KPE oder ähnlichen Gruppierungen geistlichen Missbrauch erlitten haben oder heute noch erleiden.

Und nun hat der Herderverlag ihre Geschichte veröffentlicht. In drei Teilen erzählt und reflektiert Johanna Beck das Erlebte: im Blick zurück, im Blick in die Gegenwart und im Blick nach vorn. „Mach neu, was dich kaputt macht“ ist ein überraschend hoffnungsvoller Titel. Sie hat ihr Schweigen gebrochen in der Hoffnung, dass Kirche sich ändern kann. Am Ende schreibt sie: „Sollte sich diese Kirche in absehbarer Zeit als veränderungswillig und veränderbar erweisen, dann werde ich bleiben. Wenn nicht, dann werde ich vermutlich eines Tages der Kirche wieder den Rücken zukehren und einen anderen Weg einschlagen.“

Aber ich werde nie wieder schweigen.“



Autorin : Johanna Beck

Johanna Beck, geb. 1983, ist Literaturwissenschaftlerin und angehende Theologin. Als Mitglied des DBK-Betroffenenbeirats arbeitet sie seit Anfang 2021 auch beim Synodalen Weg mit und engagiert sich öffentlich für die Aufarbeitung des sexuellen und geistlichen Missbrauchs in der katholischen Kirche. Johanna Beck lebt mit ihrer Familie in Stuttgart.

Angaben zum Buch:

Verlag Herder
1. Auflage 2022
ISBN: 978-3-451-38991-7

INHALT

- ▶ Editorial S. 3
- ▶ 100 Jahre GR S. 4
- ▶ Frühjahrsversammlung S. 18
- ▶ Bistümer S. 20
- ▶ Johanna Beck..... S. 24
- ▶ Katholikentag S. 27
- ▶ Literatur S. 34
- ▶ Glosse S. 38
- ▶ Impressum S. 38



Liebe Leser*innen,

Während meiner Zeit (1981 - 1984) in der Fachakademie Freiburg, später dann Margarethe Ruckmich Haus genannt, hätte ich Gelegenheit gehabt, die Pionierin der Seelsorgehilfe, Frau Ruckmich, kennenzulernen. Kurskolleginnen haben sie besucht, 1985 starb sie. Damals hatte ich daran wohl kein Interesse, heute hingegen würden mich solche Begegnungen oder auch Zeitreisen bisweilen schon interessieren. Könnte ich für einen Tag in die 20er-Jahre des letzten Jahrhunderts reisen, würde ich vielleicht in der Welt von „Babylon Berlin“ landen. Oder bei einer meiner Großmütter, die damals junge Frauen waren – die eine Köchin im Haushalt eines Rittmeisters, die andere Dienstmädchen in der Schweiz bei der Inhaberin eines Lebensmittelladens, mit der sie ein Leben lang freundschaftlich verbunden blieb. In dieser Zeit eines gesellschaftlichen Umbruchs, noch vor der Zeit des Nationalsozialismus und Zweiten Weltkriegs, entstand der Beruf der Seelsorgehelferin. Ein genaues Datum für ein Jubiläum gibt es nicht, aber für Gemeindereferentinnen gilt nicht nur das 50-jährige Jubiläum der Berufe GR und PR. Wir können auf „100 Jahre Seelsorgerinnen“ zurückblicken.

Die Autorin des Leitartikels dieser Ausgabe, Daniela Blank, Ph.D., hat sich intensiv mit der Geschichte dieser Frauen beschäftigt, vor allem mit der Entwicklung ihrer Berufsgemeinschaft in der Zeit von 1926 bis 2014. Das Buch ist spannend zu lesen. Man erfährt, warum zunächst an Männer gedacht wurde und die Entscheidung dann doch für Frauen fiel. Das Buch erzählt mit vielen Zitaten und Einzelbeispielen von Mut

und Selbstbewusstsein dieser Frauen in der katholischen Männerwelt. Auch aus der Zeit des Nationalsozialismus gibt es Berichte, u.a. hat eine Seelsorgehelferin, die später Benediktinerin in Freiburg wurde, das KZ Ravensbrück überlebt. Im vorliegenden Magazin sind neben dem Artikel von Frau Blank weitere Beispiele unserer Berufsgeschichte zu finden, die von Delegierten der Bundesversammlung verfasst wurden. Ebenso ein Interview mit einer heute 86-jährigen Kollegin.

Nach dem historischen Teil folgt ein Sprung ins Heute: zu einer Gemeindereferentin, die seit kurzer Zeit Hauptabteilungsleiterin ist, einem ehemaligen Generalvikar, der aus der Kirche ausgetreten ist, Impressionen vom Katholikentag und einem Umfrage- und Buchprojekt, das die Bundesversammlung im Mai 22 beschlossen hat. Zur Umfrage wurden bei Erscheinen dieser Ausgabe hoffentlich alle Verbandsmitglieder längst eingeladen.

Viel Freude bei der Lektüre und einen schönen Sommer wünsche ich

■ REGINA NAGEL

Pionierinnen der Seelsorge

Die ersten Seelsorgehelferinnen

„Mit Tränen in den Augen sagte H. P. Wiesen [...]: „Ich werde mich doch auf euch verlassen können.“ Dann zogen wir mit Begeisterung u. hohen Idealen hinaus in die Berufsarbeit mit Berufstracht u. Schleier, die Marg. Ruckmich entwerfen ließ.“

So erinnerte sich Anna Scharbach, Absolventin des ersten Gemeindehelferinnenkurses, welcher 1928 bis 1930 in Freiburg stattfand, an den Tag ihrer Berufsweihe. Erst zwei Jahre zuvor ist sie mit großer Erwartung nach Freiburg gefahren, um dort mit 28 weiteren jungen Frauen diese neue Ausbildung zu beginnen:

„Es war für mich ein entscheidender Tag, der 17. April 1928, wo ich in Freiburg mit 28 jungen Frauen aus ganz Deutschland an einem Eröffnungsgottesdienst der Gemeindehelferinnenschule in der Kapelle des Werthmannhauses im 5. Stock teilnahm. H.H. Prälat Kreutz u. H.H. Wilhelm Wiesen feierten die hl. Messe. Zum ersten Mal begegneten wir Frau Marg. Ruckmich. Anschließend war gleich nach einer Begrüßung die erste Unterrichtsstunde.“

Ein historischer Moment: Die ersten Gemeindehelferinnen wurden ausgebildet! Bisher gab es keine Möglichkeit für Frauen, in der Kirche hauptberuflich einen pastoralen Beruf auszuüben – abgesehen von der Entscheidung für ein Ordensleben.

Die Entscheidung, für diese neue Ausbildung nach Freiburg zur Gemeindehelferinnenschule zu fahren, war für viele der Pionierinnen nicht einfach.

Eine Schülerin, welche 1935 ihre Ausbildung im Freiburger Seminar beendete, „wählte zwischen zwei Berufsausbildungen, die [ihr] am Herzen lagen, nämlich zwischen Kunstgewerbeschule Augsburg und dem damals noch sehr unbekannten Beruf der Seelsorgehelferin, das letztere. Eine Frau in der damals noch ganz „männlichen“ Kirche!! Bischöfe und Pfarrer standen dieser Neuerung noch sehr skeptisch, wenn nicht ablehnend gegenüber.“ Sie entschied sich trotzdem für diesen Weg!

Eine weitere angehende Seelsorgehelferin machte sich 1940 auf die Reise nach Freiburg, obwohl ihre Verwandtschaft ihr von dieser Ausbildung abriet. Für sie war die Entscheidung ein Schritt in die Freiheit: „Die Fahrt nach Freiburg mit dem kleinen Koffer war für mich wie ein Vorkosten des Paradieses, wie die Erfüllung aller meiner Wün-



sche. Mein Vater und viele Gutmeinende hatten mir abgeraten...“ Die Zweifel sind nachvollziehbar, denn die berufliche Zukunft der Seelsorgehilfe war noch unsicher, zumal sie weitestgehend unbekannt war.



Leben und Lernen in Freiburg

Die Schülerinnen wohnten damals in einem Wohnheim in der Hildastraße 65 in Freiburg, in dem auch Margarete Ruckmich lebte. Dort erlebten die jungen Frauen eine ganz neue Freiheit: Sie konnten kommen und gehen, wann sie wollten, sofern sie sich auf einer Tafel im Eingangsbereich an- und abmeldeten. Das war sicher eine ganz bewusste Einrichtung von Margarete Ruckmich, denn die Frauen sollten sich daran gewöhnen, eine selbstverantwortete Unabhängigkeit zu besitzen. Dies war für den späteren Einsatz in den Gemeinden notwendig. Die Gemeindehelferinnenschule befand sich ganz in der Nähe des damaligen Deutschen Caritasverbandes in der Belfortstraße. Zwei Jahre dauerten diese ersten Lehrgänge.

Was erwartete die Absolventinnen danach? Von der Leiterin der Gemeindehelferinnenschule, Margarete Ruckmich, wurden die Stellenanfragen der einzelnen Gemeinden bearbeitet. Sie wählte die passenden Absolventinnen aus, die nach ihrem Abschluss dann dorthin reisten. „Als unser Kurs im Seminar des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg mit dem kirchlichen Examen abgeschlossen hatte, musste die Leitung unseres Seminars erst mal auf Suche nach Arbeitsplätzen gehen, denn wir waren damals ja noch ein „neuer“ Beruf, der bei Bischöfen und Pfarrern noch weitgehend unbekannt war.“

Dadurch mussten die Absolventinnen gegebenenfalls auf eine Anstellung warten. Wenn es dann soweit war, konnten die Absolventinnen sich in Bezug auf ihren Tagesablauf an dem orientieren, was Margarete Ruckmich in ihrer 1925 verfassten Publikation „Die Gemeindehelferin“ beschrieb:

Tagesplan für die Gemeindehelferin.

06.00 – 08.00 Uhr: zur freien Verfügung für den Besuch der heiligen Messe, für Betrachtung und geistliche Lesung.
08.00 – 09.30 Uhr: schriftliche Arbeiten im Sekretariat.
09.30 – 13.00 Uhr: Hausbesuche.
13.00 – 15.00 Uhr: Freizeit.
15.00 – 17.00 Uhr: Hausbesuche.
17.00 – 19.00 Uhr: Sprechstunde.

Hilfreich war dieser Ablaufplan sicher auch, um sicherzugehen, dass die Seelsorgehelferin tatsächlich Zeit für die Seelsorge erhält und sich hierauf konzentrieren kann. Sie sollte weder für Sekretariatsarbeiten, Reinigungsarbeiten, noch für Küsterdienste oder als Organistin eingesetzt werden. Auffallend ist hier sicher die großzügig angelegte Zeit für die Hausbesuche.

Berichte von späteren Absolventinnen verdeutlichen, dass die Arbeitsinhalte in der Tat oft erst noch „erobert“ werden mussten. So berichtet eine Absolventin aus dem Jahr 1933, dass sich ihre Schwerpunkte erst sukzessive ausgebildet haben: „Im Pfarrbüro war die Pfarrkartei, die man eben erst angelegt hatte, zu ergänzen. Dazu waren manche Hausbesuche erforderlich. So dann wurde uns die Führung der verschiedenen Kirchenbücher, die Erledigung der pfarramtlichen Korrespondenz anvertraut. H.Pfr. [Name] schickte mich gleich am ersten Tag zu einer Frau, ich möge ihr Konvertitenunterricht geben: im Laufe der Zeit kamen andere hinzu, denn es baten in jenen Jahren oftmals Gläubige um Aufnahme in die kath. Kirche. Kinder- und Gruppenarbeit, Hausbesuche bei Neuzugezogenen, Vorbereitung für Elternabende u. Theateraufführungen, die Durchführung der kirchl. Sammlungen, Caritasarbeit, nahmen in beiden Pfarreien einen breiten Raum ein.“



Mitnichten ging diese „Eroberung“ der Arbeitsfelder immer harmonisch zu. Eine Seelsorgehelferin, die 1935 in der Seelsorge zu arbeiten begann, traf auf einen Pfarrer, der zwar Unterstützung wollte, dieser „mochte aber manche Aufgaben nicht aus der Hand geben.“ Eine weitere Herausforderung war für sie ein „Einvernehmen mit der alten Haushälterin, die bis dahin das einzige weibliche Wesen im Hause war, besonders da ich die ganze Zeit im Pfarrhaus wohnen und essen musste, was dann später in der harten Zeit neben manchen Nachteilen auch viele Vorteile hatte. Nach einer vierwöchigen Krankheit der „Pfarrmutter“, während der ich ihre Pflege und den Haushalt übernahm, wurde ich akzeptiert.“

Wohnsituation und Arbeitsvertrag

Wie diese Seelsorgehelferin berichtete, war es üblich im Pfarrhaus zu wohnen. Das konnte bedeuten, dass Wohnen und Arbeiten in einem kleinen Zimmer stattfand: „Im Pfarrhaus hatte ich ein ca. 8 qm großes Zimmer mit vergitterten Fenstern, da es im Souterrain lag. Im Zimmer standen ein Bett, Schrank, Stuhl und Waschtisch mit Waschschüssel und Kanne, keine Wasserleitung. Das war alles. Gearbeitet habe ich oben im sogenannten Konferenzzimmer. Außer der Führung der Kirchenbücher gab es anfangs nicht viele schriftliche Arbeiten, ich hatte viel Außendienst.“

Bereits 1926 wurde von der Berufsgemeinschaft katholischer Gemeindehelferinnen ein Arbeitsvertragsentwurf erstellt und verbreitet. Auf einen solchen Arbeitsvertrag, in dem Arbeitsinhalte, Gehaltshöhe, Urlaubstage und Kündigungsbedingungen festgelegt wurden, sollte jede Gemeindehelferin hinwirken. Eine Umfrage aus dem Jahr 1937 ergab allerdings, dass selbst elf Jahre nach diesem Entwurf manche der Pionierinnen

in der Seelsorge keine vertragliche Grundlage hatten.

Erst ab 1951 übernahmen die Diözesen die Verantwortung für die Verfassung der Dienstverträge. Ähnlich sah die Gehaltssituation aus; hier gab es zu Beginn noch keine einheitlichen Regelungen. „Im ersten Jahr bezahlte uns das Freiburger Seminar. Dann erhielt ich längere Jahre von St. Peter 25 Mark. Woher kam das Geld? Der Pfarrer zahlte 10 Mark. Der erste Kaplan, der auch für das Piushospital zuständig war, bezahlte ebenfalls 10 Mark und der Vikar 5 Mark. Ich wusste das seinerzeit natürlich nicht und erfuhr es erst viel später. Einige Jahre danach kam das Thema vor den Kirchenausschuss und von da ab erhielt ich 80 Mark (Als Sparkassenlehrling im letzten Lehrjahr hatte ich 1926 schon 90 Mark verdient.)“

Diese Schilderungen deuten auf die Ungewissheit hin, auf die sich diese mutigen jungen Frauen einließen. Das Berufsbild ist noch am Wachsen, es ist unsicher, ob es Bestand haben wird. Rückblickend berichtet eine Seelsorgehelferin, welche ihre Ausbildung im Jahr 1935 begann, sie hätte „keine Ahnung von der beruflichen Mitarbeit der Frau in der Seelsorge [gehabt]. Ich wusste weder etwas von der Problematik, die diese Mitarbeit beinhaltete, noch kannte ich die tatsächliche Situation, die besagte: die Kirche im Allgemeinen glaubte noch gar nicht, hauptberufliche weibliche Laienkräfte nötig zu haben. Trotzdem wählte ich diesen Weg in dem sicheren Vertrauen: Wenn es solch ein Seminar gibt, hat die Kirche sicher auch Arbeitsgebiete für uns.“

Berufstracht und Berufsabzeichen

Auf dem Bild von Anna Scharbach ist zu erkennen, dass sie eine Berufstracht trägt. Diese setzte sich zusammen aus einem dunkelblauen Berufskleid, einem Mantel, einer Brosche der Berufsgemeinschaft und einem Schleier mit Haubenstreifen, auf dem die Abkürzung der Berufsgemeinschaft eingenäht war. Obgleich es nicht obligatorisch gewesen ist, die Berufstracht in der Seelsorgepraxis zu tragen, so nah-

men dies doch gerade in den ersten Jahrzehnten die meisten Gemeindehelferinnen und später Seelsorgehelferinnen gern wahr.

Sie wurden in ihren Gemeinden dadurch als Seelsorgerinnen wahrgenommen, die im Auftrag der Kirche unterwegs sind. Dies konnte zu ihrem Schutz sein, wenn sie in den Großstädten auch abends spät noch von einem Hausbesuch auf den Straßen sein mussten. Allerdings konnte die Berufstracht gerade für die Hausbesuche in der aufsuchenden Seelsorge auch hemmend sein, wirkte sie doch wie eine Ordenstracht und konnte damit auf die kirchenferneren Mitglieder der Gemeinde eine ablehnende Haltung hervorrufen.

Da die ersten Absolventinnen der Gemeindehelferinnenschule in Freiburg üblicherweise auch in die Berufsgemeinschaft Katholischer Gemeindehelferinnen aufgenommen wurden, durften sie zum Berufsbeginn die Berufstracht tragen. Auch die Brosche gehörte dazu, welche die Zugehörigkeit zur Berufsgemeinschaft ausdrückte. Sie wurde bereits 1927 entworfen und damit bereits bei der ersten Berufsweihe 1930 überreicht. Auf der Brosche ist mittig eine Quelle abgebildet, rechts und links daneben jeweils eine Taube. Diese sollen die menschlichen Seelen symbolisieren, welche von der Gemeindehelferin zur Quelle geführt werden. Darüber schwebt ein Strahlenkranz (Symbol für Christi Glorie und Lohn der Gemeindehelferin).

Laienhelferinnen vor dem ersten Weltkrieg

Die hier genannte Publikation „Die katholische Gemeindehelferin“ von Margarete Ruckmich aus dem Jahr 1925 mag suggerieren, dass das Berufsbild schon fest verankert gewesen sei. Das war allerdings nicht der Fall. Die Gemeindehelferinnenschule, die auch von Anna Scharbach besucht wurde, wurde 1928 in Freiburg gegründet und ist die erste Ausbildungsstätte gewesen. Dennoch gibt es einige Jahrzehnte zuvor Bestrebungen, die als Vorläufer der ersten Gemeindehelferinnen gelten.

Bei einer der jährlichen Caritastagungen im Jahr 1905 wurde die Not in der Seelsorge thematisiert. Diese wurde durch die erhöh-

te Landflucht verursacht, die einen sprunghaften Anstieg der einzelnen Großstadtgemeinden zur Folge hatte. Dies führte dazu, dass der Priester den Überblick über den Umfang der Gemeindemitglieder verlieren konnte. Als mögliche Lösung schlug der Theologe Martin Fassbender bei besagter Caritastagung Pastoralhelfer vor.

Weitere Ideen wurden in den Publikationen von Wilhelm Gerst (Caritashilfe in der Seelsorge) und von Heinrich Svoboda (Großstadtseelsorge) aufgetan. Durch den Ersten Weltkrieg konnten die Ideen zunächst nicht weiterverfolgt werden.

Bis dahin wurde zwar eine aufsuchende Seelsorge in Form von Hausbesuchen betrieben. Allerdings sind es bislang ehrenamtliche Helferinnen (Vinzenz-Elisabethen-Orden, Mütter- und Jungfrauenvereine, etc.) gewesen. Spätestens mit der Einrichtung der Pfarrkartei, die 1920 von den Deutschen Bischöfen beschlossen wurde, wurde offensichtlich, dass hauptamtliche Laienkräfte benötigt würden.

Der Deutsche Caritasverband sammelte die Bestrebungen und baute hierfür die Abteilung Seelsorgehilfe auf. Im Herbst 1919 führte er dann einen ersten, achtwöchigen Caritaslehrgang für Hilfskräfte an der Caritasschule in Freiburg durch, im Jahr darauf wurde ein zweiter Kurs angeboten. Zielgruppe sind Lehrerinnen gewesen, welche sich als Caritasbeamtinnen und Laienhelferinnen für die Seelsorge ausbilden lassen wollten. Der erste Nachschulungskurs fand am 12. - 31. Mai 1926 mit 60 Teilnehmerinnen statt (24 Ordensschwestern und 36 weltliche Helferinnen). Nach einem zweiten Nachschulungskurs im folgenden Jahr wurde 1928 in Freiburg vom Deutschen Caritasverband dann die erste eigene Ausbildungsstätte eröffnet: Die Gemeindehelferinnenschule. Damit wurde der Grundstein der Professionalisierung der Seelsorgehilfe hin zur heutigen Gemeindereferentin gelegt.

■ DANIELA BLANK

siehe demnächst meine weiteren Ausführungen in:

Karl-Heinz Braun, Wilbirgis Klaiber (Hg.): Geschichte der Erzdiözese. Freiburg Bd.2.

Quellen

Archiv des Deutschen Caritasverbands

ADCV 2011/025(7): Spiritualität des Berufs

ADCV 2011/025(3): Beruf, Gemeinschaft, Entwicklung 1910-1934

ADCV 219.5, Altakten Zugangsnummer 409 (20): Rundbrief Unsere Mitteilungen (1926-1938)

Der Abdruck der Fotos erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Referats Archiv des Deutschen Caritasverbandes

Literatur

Blank, Daniela: Verwurzelt in der Caritas. Die Entwicklung der Gemeinschaft Katholischer Gemeindereferentinnen zwischen 1926-2014. Würzburg: Echter, 2019.

Ruckmich, Margarete (Philippi, Maura): Die katholische Gemeindehelferin. Freiburg: Caritasverlag, 1925.

Freie Vereinigung für Seelsorgehilfe (Hrsg.): Aus der Berufsgemeinschaft katholischer Seelsorgehelferinnen. Ein Bericht über die erste Zusammenkunft in Honnef/Rhein, vom 30. Juli bis 3. Aug. 1927. Freiburg: Caritasdruckerei, 1927.



Analogicus/pixabay.com

Als unsere Generation 1979 (Studienbeginn an der KFH Paderborn 1976) den Dienst antrat, da waren die Übergänge von der "Seelsorgshelferin" zur Gemeindereferentin noch sehr spürbar. Aber ich kann kaum Namen nennen von Pionierinnen.

Unsere damalige Diözesanreferentin FrI. Annchen Klüh war vom Typ her noch eine Seelsorgehelferin mit großer Liebe zur Kirche, immensem Einsatzes, die ihre Aufgabe in Katechese und Seelsorge sah und damit anfang, Büro und Sakristeidienst abzugeben. Viele Kolleginnen dieser älteren Generation wohnten mit im Pfarrhaus. FrI. Klüh empfahl uns 1976 (vor unserem Studienbeginn) niemals zu heiraten. Das passe nicht zum Beruf!

In unseren Ausbildungswochen im Bistum im Anerkennungsjahr und danach gab es immer drei Gruppen: die Gemeindereferent*innen von der Fachhochschule, die erwachsenen Frauen mittleren Alters vom Fernkurs und die älteren Damen mit der Ausbildung Seelsorgehelferin. Dazwischen lagen Welten.

Die Personalabteilung des Bistums (damals Msgr. Mönninger) stand uns jungen fassungslos gegenüber. Mit evangelischem Ehepartner musste man um seine Anstellung fürchten, voreheliches Zusammenleben durfte nicht bekannt werden. Stellenausschreibungen forderten wir damals - man wunderte sich über uns, "schließlich müsse man dienen". Unser Auftreten war der Kirche einfach suspekt. Und wir waren naiv und glaubten: Wenn wir kommen, verändert sich die Kirche. Voller Power und relativ unstrukturiert - so waren wir!

Heute werden junge Kolleginnen nicht mehr mit Fräulein angesprochen, aber noch immer kämpfen wir um Ausschreibung und sind abhängig von den Freiräumen, die uns der jeweilige Dienstvorgesetzte gewährt. Unsere Berufsgruppe scheint mir heute nüchterner und professioneller als vor 40 Jahren, wir hatten damals mehr Sturm und mehr Humor. Herzblut gab es immer und gibt es immer. Vielleicht ist das Berufung.

■ EVA-MARIA KONSEK



Analogicus/pixabay.com



Berufsentwicklung im Bistum Münster

Viele der folgenden Informationen sind der Festzeitschrift von 2007 anlässlich des 50jährigen Jubiläums des Bistums Essen entnommen, Zitate werden also solche dargestellt. Sie wurde von Franz-Josef Overbeck erstellt. Außerdem habe ich eine Reihe Kolleg:innen interviewt.

„Im Bistum Münster wurden die ersten Frauen schon bald nach der Gründung des Seminars in Freiburg (1928) und nach Absolvierung der ersten Kurse in den Dienst der Seelsorge übernommen. Die Mehrzahl der Mitarbeiterinnen kamen aus den Seminaren in Freiburg, Elkerlinghausen und Bottrop. Bis 1964 waren sie in den Pfarrgemeinden angestellt. Erst dann wurden die Seelsorgehelferinnen als Mitarbeiterinnen des Bistums in die jeweiligen Gemeinden gesandt. In Münster gab es ab etwa 1935 an der „Westfälischen Wohlfahrtsschule“ eine Zusatzausbildung zur Gemeindehelferin.“

1957 gründete Bischof Dr. Michael Keller in Münster an der Piusallee das „Seminar für Seelsorgehilfe“. Diese Einrichtung wurde nötig, weil die Ausbildung nicht mehr gekoppelt werden konnte mit der Ausbildung der Sozialarbeiterinnen. Das Berufs-

bild beider Frauenberufe hatte sich immer mehr differenziert. Auch die Ansprüche wurden höher. Allerdings wurde nur ein Gebäude für beide Ausbildungen errichtet. An der Piusallee war der Eingang zur „Höheren Fachschule für Sozialarbeit“, später Katholische Fachhochschule für Sozialarbeit/ KathHO, an der Goldstraße befand sich der Eingang zum „Seminar für Seelsorgearbeit.“ Die Kapelle, in der Mitte, konnte von beiden Einrichtungen genutzt werden. Von 1969 bis 1971 folgte das „Regionalseminar für Seelsorge und Katechese“. Danach entstand unter Bischof Dr. Heinrich Tenhumberg das „Institut für Diakonat und Pastorale Dienste im Bistum Münster“ für die Aus- und Fortbildung von Pastoralreferent:innen sowie ständige Diakone an der Goldstraße/Jeilerstraße. Das Haus wurde der Flüchtlingshilfe zur Verfügung gestellt. Seit 2016? findet die Ausbildung im Liudgerhaus, ehemaliges Priesterseminar, Überwasserkirchplatz 3 statt. Es gibt Pläne für einen weiteren Umzug ins Borromäum.

Die älteste mir bekannte Kollegin ist Elisabeth Wessels, die 1962-1965 in Bottrop ausgebildet wurde und 2019 verstarb. In ihrer Todesanzeige heißt es, dass sie 1977 die Dienstbezeichnung „Pastoralreferentin“

trug. Aus den Interviews mit anderen älteren Kolleginnen, mit Toni Fridag, Annelie Langenbrinck und Renate Herick erfuhr ich, dass es seit 1972, mit der neuen Berufsordnung im Bistum Münster eine neue Berufsbezeichnung gab: Pastoralassistenten, später Pastoralreferenten. Die Seelsorgehelferinnen mussten sich allerdings nachschulen lassen, um diese Bezeichnung tragen zu können.

Namen der ersten Leitungen waren: Rektor Dr. Paul Reher-Baumeister und Leiterin Frau Studienassessorin Johanna Rommeswinkel (1957-1969/ Seminar für Seelsorgehilfe) und Diözesanreferentin Elisabeth Benker. Mehrere Kolleg:nnen berichteten, dass es hier Streitigkeiten in/mit den Leitenden gab und nur die Hälfte von Annelie Langenbrinck bis zur Prüfung blieb. Der Ruf war schlecht. Viele machten ihre Abschlüsse in Bottrop. Das bestätigte auch Toni Fridag, die zeitweise dort Dozentin war.

1969-1971 leitete DDr. Barbara Albrecht das Regionalseminar für Seelsorge Katechese. Sie wurde entpflichtet mit der Begründung, dass ab Herbst 1971 keine Kandidatinnen mehr aufgenommen werden, da in anderen Seminaren genügend Plätze zur

Verfügung stünden und neue Ausbildungsformen im Entstehen seien.

Von 1970-1990 leitete Prof. Dr. Hugo Goeke das Seminar für Diakonat und Pastorale Dienste an der Goldstraße. Nach dem zweiten Vatikanischen Konzil wurde er dazu von Bischof Dr. Reinhard Lettmann beauftragt.

Da das zweite Vatikanische Konzil die Laienarbeit stärkte, öffnete man engagierten, erfahrenen Lai:innen einen eigenen Zugangsweg, unter der Voraussetzung, dass sie bereits einen Beruf hatten, ihr Engagement in Kirche/ Verband nachweisen konnten und entsprechend ausgebildet wurden. Dr. Herrmann-Josef Spital befürwortet besonders diesen Weg. „So treffen sich mit mir in verschiedenen Bildungshäusern des Bistums oder in Klöstern unter gelegentlicher Beteiligung von Dr. Spital primär junge Männer zur Schulung und Vorbereitung auf den hauptberuflichen pastoralen Dienst. Neben dem praktischen Einsatz in der Gemeinde finden an einem Nachmittag im Monat in einer Gruppe dreistündige Reflexionsgespräche statt. Von solchen monatlichen Gesprächen kommt es dann zu Tages- und später zu Mehrtagesveranstaltungen. Das sind die Anfänge der „praxisbegleitenden

Ausbildung“. Erst nach mehreren Jahren der Erprobung dieses neuen Zugangsweges kommt es zu einer festen Ausbildungsordnung und zu einer Ausbildung nach Einstellungsjahrgängen. Die Männer des Anfangs kommen in der Regel aus Verbänden, vor allem aus der Christlichen Arbeiterjugend und der Jungen Gemeinschaft, die in der allgemeinen Gemeindearbeit langjährig ehrenamtlich tätig waren.“ Grundlage der theoretischen Ausbildung wurde später der „Würzburger Fernkurs“ mit regelmäßigen Lehrbriefen und Begleitung im Institut für Diakonat und Pastorale Dienste (IDP).

Zu den ersten Kolleg:innen mit diesem Zugangsweg gehörten Hildegard Winters, PSG Kalkar und Herrmann Poggemann, CAJ, aus Ibbenbüren. Hildegard Winters wurde vom Geistlichen Leiter der PSG angesprochen und spürte sofort, dass sie das gern wollte. Sie hatte schon länger über eine berufliche Veränderung nachgedacht.

Bei der Gründung der Fachhochschulen 1971 beteiligt sich Münster an der Abteilung Paderborn. Die Zahl der Bewerber:innen stieg rasch. Viele von ihnen mussten abgewiesen werden, besonders in den 70er Jahren. Außerdem wurde es notwen-

dig, die Übernahme von Laientheolog:innen anzugehen, ihren Standort in der Pastoral zu finden, eine vernünftige Altersstruktur aufzubauen und das Verhältnis von geweihten Amtsträgern und Laien auszuloten. „Um eine breite Grundlage für den pastoralen Dienst zu erwerben und um bei der Einstellung eine berufliche Alternative zu haben, um die Frage der eigenen Berufung besser klären zu können, fällt im Bistum Münster die Entscheidung, niemand zu einem pastoralen Dienst zuzulassen, der/die nicht eine Berufsausbildung, bzw. ein Zweitstudium abgeschlossen hat.“ Darüber wird jahrelang heftig diskutiert, ebenso darüber, ob die Laien Ausgleich für fehlende Priester sind oder ob ein besonderer Einsatzort erforderlich ist, vor allem in der kategorialen Seelsorge. „Der weitere Ansatz muss vielmehr davon ausgehen, dass die Kirche einen Heilsdienst für die Welt auszurichten hat, der nur in sehr differenzierter Weise geleistet werden kann. Die immer spezielleren und intensiveren Anforderungen an die Kirche machen es notwendig, dass in allen Bereichen theologisch versierte Personen tätig sind und dort den Pastoralen Dienst als kompetente Fachleute leisten können“.

■ MARIELE KLÜPPEL-NEUMANN

Die Fotos zeigen Motive des Instituts für Diakonat und Pastorale Dienste Münster





Willi Heidelberg/pixabay.com

Um etwas über die Anfänge des Berufs der Seelsorgehelferin auf dem Gebiet des Bistums Essen zu erfahren, muss man nach Köln, Münster, Aachen und Paderborn schauen, denn unser Ruhrbistum gibt es erst seit etwas mehr als 50 Jahren. Als es 1958 gegründet wurde, wurden die damaligen Seelsorgehelferinnen in Winterberg-Elkeringhausen im Bonifatiushaus ausgebildet. 1946 begann die Ausbildung von Seelsorgehelferinnen, in einer Zeit, in der Flucht und Vertreibung die Seelsorge in West- und Mitteldeutschland vor neue Herausforderungen stellten. So kam es auf Anregung des Bonifatiusvereins zur Gründung des Seelsorgehelferinnen-Seminars. Von 1949 bis 1963 wurden in zweijährigen Kursen 270 Frauen zu Seelsorgehelferinnen für den Einsatz in der Diaspora ausgebildet. Danach übersiedelte das Seelsorgehelferinnen-Seminar nach Bottrop.

1971 erfolgte dann die Gründung der Katholischen FH in Paderborn für die Nord-Rhein-Westfälischen Bistümer Aachen, Essen, Köln, Münster und Paderborn. Das Bistum Essen hatte 5 Plätze zu vergeben. Bereits im ersten Kurs studierte ein Mann aus Essen. Insgesamt waren zu Beginn etwa ein Drittel der Studenten männlich.

Bis 1975 dauerte die Würzburger Synode, und in der Zeit danach kam es zur Umwandlung der „Seelsorgehelferin“ in „Gemeindereferentin“. In Essen hat es etwas gedauert: Eine Kollegin berichtete, dass sie 1976 nach ihrem Anerkennungsjahr, also nach dem Studium in Paderborn, ihren Arbeitsvertrag als „Seelsorgehelferin“ unterschreiben sollte - was sie allerdings ablehnte.

Als weitere Ausbildungsmöglichkeit für den Beruf der Gemeindereferentin erfolgte 1978 oder 79 Gründung des „Essener Seminars für Gemeindereferentinnen“ in Gelsenkirchen-Ückendorf. Diese Fachschule war vor allem für Frauen gedacht, die kein Abitur hatten. Voraussetzung war eine abgeschlossene Berufsausbildung. Abiturientinnen, die dort studieren wollten, mussten ein einjähriges Praktikum vorweisen. In Ückendorf wurden auch Studentinnen aus anderen Bistümern angenommen, wie z.B. aus Aachen, Münster, Köln, Trier oder Fulda.

Verheiratet oder ledig?

Offiziell durften Gemeindereferentinnen, die heirateten, ab Mitte der 70er Jahre nach einem Beschluss der Deutschen Bischofskonferenz im Beruf bleiben. Es war aber kein Geheimnis, dass Bischof Hengsbach, der erste Bischof des Bistums Essen, unverheiratete Gemeindereferentinnen bevorzugte. Deshalb waren viele Kolleginnen in früheren Jahren ganz in den Schuldienst gegangen, um den Beruf nicht ganz zu verlieren. Bei einer Sendungsfeier Ende der 80er-Jahre wurden zwei Kolleginnen nicht gesendet, obwohl sie erfolgreich eine 6-jährige Berufsausbildung absolviert hatten! Beide waren verheiratet. Der Bischof musste aber offiziell keinen Grund angeben. Es lag nur die Vermutung nahe, dass es an der Heirat der beiden Kolleginnen lag. Unter dem späteren Bischof Luthe, (und einem neuem Personalchef und einer neuer Diözesanreferentin), der ab 1992 Bischof von Essen war, durften beide dann doch in den Beruf einsteigen.

In der Zeit von Bischof Luthe wurden dann auch die ersten Pastoralreferent/innen im Bistum Essen eingesetzt.

Männer im Beruf?

Offiziell, laut der Deutschen Bischofskonferenz, durften Männer in diesen Beruf gehen. Allerdings tat das Bistum Essen sich sehr schwer damit. Ein Kollege, der 1979 sein Studium in Paderborn begonnen hat, musste erleben, dass Bischof Hengsbach ihn nach seinem Anerkennungsjahr nicht senden wollte. Dem Bischof war erst bei der Vorbereitung auf die Sendungsfeier bewusst geworden, dass ein Mann dabei war! Nur durch eine große Solidaritätsaktion des Dekanats-Klerus konnte der Bischof umgestimmt werden. Er hat aber bei der Sendungsfeier jeden Blickkontakt mit diesem Kollegen gemieden. O-Ton des Kollegen: „Ich war für ihn Luft.“

Vermutlich war Bischof Hengsbach der Überzeugung, dass Männer Priester werden sollten, wenn sie bei der Kirche arbeiten wollten. Ab 1983 oder 84 wurden die Studienplätze an der FH in Paderborn vom Bistum Essen gar nicht mehr besetzt – um zu verhindern, dass Männer in den Beruf gingen. Frauen konnten allerdings ebenfalls jahrelang nicht in Paderborn studieren, was zur Folge hatte, dass man nur ins Seminar gehen konnte. In Paderborn zu studieren war nur dann möglich, wenn man sich dem Bewerberkreis eines anderen Bistums anschloss und für einen künftigen Einsatz in diesem Bistum studierte.

Die wenigen Männer, die vor 1979 in den Beruf gegangen sind, waren gar nicht gesendet worden, weil es lange gar keine

Sendungsfeiern gab. Für Gemeindereferent*innen war in dieser Zeit offensichtlich, dass der Bischof nichts mit ihnen nichts zu tun haben wollte. Diese Abwehr pastoraler Laienberufe hatte zur Folge, dass Gemeindereferent*innen damals keine Bistumsangestellten waren, sondern Angestellte der jeweiligen Kirchengemeinde! Das bedeutete, dass man weniger geschützt war und angewiesen auf den good will des jeweiligen Anstellungsträgers. Wenn man nach vier Berufsjahren entsprechend der damals gültigen Entgeltordnung im BAT in die höhere Gehaltsgruppe wollte, was sich „Bewährungsaufstieg“ nannte, musste man den Kirchenvorstand daran erinnern, und dieser musste offiziell feststellen, dass man sich tatsächlich „bewährt“ hatte... Das änderte sich erst 1992 nach dem Tod von Bischof Hengsbach unter Bischof Hubert Luthe. Dieser bot den GR eine Bistumsanstellung an, was eine Menge Vorteile für sie brachte, wie z.B. eine eigene MAV. Die Geschichte unseres Berufes war also jahrzehntelang geprägt vom Berufsbild des Bischofs Franz Hengsbach: weiblich und unverheiratet und nur ja nicht zu theologisch ausgebildet, denn Diplom-Theolog*innen waren ja eine Konkurrenz zu den Priestern.

Und bis heute gibt es nur eine sehr überschaubare Anzahl an männlichen Kollegen.

Gründung des Berufsverbandes

Die Steine, die uns damals seitens des Bistums in den Weg gelegt wurden, führten dazu, dass wir uns in der Berufsgruppe immer mehr solidarisierten und schließlich 1989 den Berufsverband im Bistum Essen gründeten. Dies geschah mit Unterstützung der nachbarschaftlichen Berufsverbände.

Vom Seminar zur Fachakademie und zur Schließung derselben

Ca. 1997 wurde das Seminar in Gelsenkirchen mangels Masse geschlossen und zu einer Fachakademie umgewandelt. Es hatte bei der Diözese viele Nachfragen gegeben von verheirateten Müttern, deren Kinder „aus dem Gröbsten raus waren“ und die die Ausbildung zur GR als zweite Berufsausbildung absolvieren wollten. Die Ausbildung erfolgte vormittags wie an einer normalen Schule. Die Frauen hatten in der Regel nicht nur eine abgeschlossene Berufsausbildung, sondern auch ein eigenes Haus und Kinder. Man verlangte nicht von ihnen, für die Einsatzgemeinde die

Heimat der Familie aufzugeben. Damit war die Residenzpflicht auch für alle anderen Kolleginnen und Kollegen aufgehoben.

Bischof Luthe blieb 10 Jahre unser Bischof. 2003 kam Bischof Felix Genn. Er musste massive Sparmaßnahmen einleiten und umsetzen. Denen fiel auch die Fachakademie zum Opfer - obwohl es noch Interessentinnen gab! Seitdem sind nur noch wenige Gemeindereferentinnen und -referenten ausgebildet worden, meist in der Katho NRW in Paderborn. Vereinzelt gibt es Kolleg/innen, die über den Würzburger Fernkurs in den Beruf kamen oder in Mainz oder Eichstätt ausgebildet wurden. Bischof Overbeck ist seit 2009 im Bistum Essen und unsere Berufsgruppe erfährt eine hohe Wertschätzung durch ihn. Derzeit sind wir noch etwa 130 GR, incl. der beurlaubten KollegInnen.

■ RECHERCHIERT UND ZUSAMMENGESTELLT
VON GR AUS DEM BISTUM ESSEN



Foto: Archiv des Bonifatiushauses

Die Anfänge im Bistum Würzburg

Als GemeindereferentInnen noch Seelsorgehelferinnen waren - von den Anfängen der Seelsorgehelferinnen im Bistum Würzburg

Andreas-Troll/pixabay.com

Bereits ab Mitte der 30er Jahre gab es in der Diözese Würzburg vereinzelt Ordensschwwestern, die in Gemeinden seelsorgerliche Dienste übernahmen. Sie hatten noch keine spezielle Ausbildung; oft waren sie von Beruf Lehrerinnen, die von den nationalsozialistischen Machthabern aus den Schulen gedrängt wurden. Nach dem Krieg sah Pfarrer Kümmert (damals Caritasdirektor) die sozialen Nöte der Nachkriegszeit. Er war überzeugt, dass es dringend Seelsorgehelferinnen zur Unterstützung bei der Bewältigung der akut gewordenen pastoralen Belange in den Gemeinden brauchte. Im Jahr 1948 konnte er Bischof Julius Döpfner für dieses Anliegen gewinnen. Dieser entschied: „Ich stelle mich dahinter, aber wehe dir, wenn es schiefgeht!“ (Aus den persönlichen Erinnerungen von Pfarrer Kümmert „Als die Gemeindeassistentinnen noch Seelsorgehelferinnen waren begannen Frauen in der Seelsorge hauptamtlich zu arbeiten.“)

Die Ausbildung der ersten Seelsorgehelferinnen

Der erste vollständige Ausbildungskurs in der Diözese Würzburg startete im Haus Seehof in Bad Kissingen im Januar 1949 und dauerte fünf Monate. Damals nahmen 28 Frauen teil. Diese Frauen nahmen die Chance auf die Ausbildung für den neuen Beruf begeistert an. Teilweise hatten sie lange für diesen Weg gespart, oder waren auf die Unterstützung durch die Familie oder andere Gönner angewiesen.

Schnell wurde jedoch klar, dass es eine intensivere Ausbildung wichtig war. Zur Vertiefung des Wissens wurde eine jährliche Fortbildung im Januar zur Pflicht. Bereits

1951 wurden die Ausbildungskurse am Seehof wieder eingestellt. Spätere Generationen von Seelsorgehelferinnen im Bistum Würzburg absolvierten ihre Ausbildung am Seminar in Freiburg oder in einem anderen der zwischenzeitlich entstandenen Seminare, da diese eine vertiefte Einführung in den Beruf garantieren konnten.

Pionierinnen im Bistum Würzburg

Alle die damals diesen Weg gewagt haben, dürfen mit Recht als Pionierinnen bezeichnet werden. Sie haben der Seelsorge ein neues, ein weibliches, Gesicht gegeben. Vieles von dem, was wir heute in unserem Beruf als selbstverständlich erachten, haben sie erwirkt, erworben und erkämpft.

Lediglich exemplarisch mögen einige genannt werden:

Schwester Maria Brunngräber studierte 1940 bis 1942 am Seminar in Freiburg und war danach in der Nähe von Stuttgart tätig. Über Romano Guardini und den Quickborn-Kreis auf Burg Rothenfels kam sie schon früh mit Unterfranken in Berührung und so führte sie 1946 ihre zweite Stelle nach Kitzingen. Damit war sie (noch vor der offiziellen „Einführung“ des Berufes) eine der ersten Seelsorgehelferinnen im Bistum Würzburg und war hier 30 Jahre an verschiedenen Orten tätig.

Auch Schwester Christine Hein aus Kleinwallstadt studierte ab 1940 in Freiburg. Zunächst arbeitete sie in einer Industriepfarrei im Ruhrgebiet. Nachdem sie 1946 eine Stelle beim Diözesancaritasverband in Würzburg antrat, unterstützte sie Pfarrer

Kümmert beim Vorhaben Seelsorgehelferinnen auszubilden und wurde zur ersten diözesanen Ansprechpartnerin der Berufsgemeinschaft im Bistum. Sie wirkte maßgeblich am Aufbau der jungen Berufsgruppe mit und förderte den inneren Zusammenhalt, die Pflege der spirituellen Gemeinschaft und die weitere Qualifizierung der Kolleginnen.

• Vor dem Mauerfall und bis zur Neugründung des Bistums Erfurt gehörten die Dekanate Saalfeld und Meinigen noch über die gesamte DDR-Zeit hinweg zum Bistum Würzburg. Trotz der absehbaren Grenzschließung nahmen Seelsorgehelferinnen noch zu Beginn der 50er Jahre ihre Versetzung in Gemeinden dieser Ostdekanate an und stellten sich bewusst der Herausforderung der Seelsorge in einem religiös distanzierterem Staatsregime. Neben anderen Entbehrungen zog dies für viele eine jahrelange Trennung von ihren Familien nach sich.

• Schwester Marianne Petzelt wirkte insgesamt 21 Jahre (bis 1986) als Referentin für die Berufsgruppe. Als diözesane Verantwortliche und Ansprechpartnerin der Seelsorgehelferinnen stellte sie sich den berufs- und arbeitspolitischen Fragen der damaligen Zeit. Später begleitete sie die Neuprofilierung der Berufsgruppe als Gemeindereferent/innen und entwarf das neue diözesane Ausbildungskonzept für den Beruf mit. Ein besonderes Anliegen war ihr auch, den Kontakt zu den Seelsorgehelferinnen in Südthüringen zu halten und Unterstützungsmöglichkeiten aus dem Westteil der Diözese zu generieren und verfügbar zu machen. Auf sie folgte Edeltrud Hohmann als nächste Diözesanreferentin, die bis zur Wende (und darüber



hinaus) sich dies ebenfalls mit zur Aufgabe gemacht hat.

Das Leben und die Arbeit in den Anfangsjahren

Das Versprechen der Seelsorgehelferinnen bei ihrer Sendung hat nicht zur Ehelosigkeit verpflichtet. Dennoch war es ein „ungeschriebenes Gesetz“ nicht zu heiraten. Bei einer Eheschließung war das Ausscheiden aus dem Beruf selbstverständlich. Auch die Bezahlung war in den Anfangsjahren nicht sehr üppig. Manchmal brachte die Großzügigkeit des Pfarrers oder der Pfarrgemeinde eine kleine Aufbesserung.

Die allerersten Seelsorgehelferinnen waren direkt in den Pfarreien angestellt. Später erfolgte dies über das Bistum. Über Einsatz und Versetzungen entschied weitgehend die Bistumsleitung. Es war nicht selbstverständlich, dass eine Wohnmöglichkeit zur Verfügung gestellt wurde. Im Idealfall bestand diese aus einem Zimmer, evtl. mit einer Kochgelegenheit.

Das Aufgabenspektrum der Seelsorgehelferinnen hing vom jeweiligen Pfarrer ab und umfasste z. B. Pfarrbüroarbeiten, die Führung der Pfarrmatrikel und Pfarrkartei, Hausbesuche, praktische Haushaltsunterstützung bei bedürftigen Familien, Krankenbesuche, Religionsunterricht, Kirchen- und Sakristeidienst bis hin zur Chorleitung und der Übernahme des Orgeldienstes beim Gottesdienst. Gegenüber bekannten Traditionen und manchen Vorurteilen, war die erste Herausforderung für die Frauen oft auch, sich zunächst überhaupt einen Stand und Anerkennung in der Arbeit in speziellen seel-

sorglichen Feldern mehr und mehr zu erschließen.

Die Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft oder einem Orden war die Regel. Die meisten schlossen sich der Gemeinschaft katholische Gemeindereferentinnen an. Kennzeichen dieser Berufsgemeinschaft war eine Tracht (kein Ordensgewand) und eine Brosche mit dem Symbol der Gemeinschaft. Die Seelsorgehelferinnen wurden meist als Schwestern angesprochen. Diese wies die Frauen zugleich als Mitarbeiterinnen der Kirche aus und hatte somit auch eine Schutzfunktion. Das Tragen war keine Pflicht aber oft erwünscht. Mit der Zeit erkämpften sich mutige Seelsorgehelferinnen ihren Stand aber auch ohne Tracht. Im Wandel des Berufsbildes war diese kein Thema mehr, vereinzelt wurde sie jedoch von älteren Kolleginnen noch bis Ende der 80er Jahre getragen.



Von der Seelsorgehelferin zur/zum Gemeindereferent/in

Im Anschluss an die Würzburger Synode definierte die Deutsche Bischofskonferenz die neuen pastoralen Berufsbilder (Diakone, GemeindereferentInnen, PastoralreferentInnen) eine eigene Kommission für „Geistliche Berufe und kirchliche Dienste“ wurde eingerichtet, kirchliche Arbeitsrechtskommissionen entwarfen Dienstordnungen. Das Selbstverständnis änderte sich und die etablierten kirchlichen Seminare wurden durch die staatlich anerkannten Fachhochschulen ergänzt. Für die bisherigen Seelsorgehelferinnen im Bistum Würzburg war dieser Übergang mit einer zweijährigen Nachqualifizierung in der theoretischen und praktischen pastoralen Projektarbeit verbunden, die durch das Institut für christliche Öffentlichkeitsarbeit unter der Leitung von Dr. Josef Scharrer begleitet wurde.

Mit diesen Veränderungen ging einher, dass auch die ersten Männer in die Berufsgruppe der Gemeindereferent/innen kamen. Aus dem klassischen religiösen Frauenberuf der Seelsorgehelferin entstand die Berufsgruppe der GemeindereferentInnen. Im Bistum Würzburg hat 1978 der erste Mann den Dienst als Gemeindereferent angetreten.

Doch auch dieser Wandel forderte den Pioniergeist der neuen Generation heraus und ein weiteres Kapitel der Berufsgeschichte begann.

■ ANNA KLUG UND ROSWITHA SCHUHMANN

Erkundungen zur Berufsgeschichte im Erzbistum Berlin



Kai_Vogel/pixabay.com

Vor einigen Jahren habe ich das Buch von Elisabeth Höffner „Berufen und Gesandt“ gelesen. Sie beschreibt darin ihren eigenen Werdegang und den des Berufes. Für die Bundesdelegiertenversammlung im November 2021 konnte ich nur auf diese Daten zum Beginn des Berufes für das Erzbistum Berlin zurückgreifen. Elisabeth Höffner hat 1938 in Berlin-Schlachtensee ihre Stelle angetreten. In der Zwischenzeit habe ich durch Frau Blank wahrgenommen, dass es 1926 wohl schon Frauen im Dienst der Kirche in Berlin gegeben haben muss.

Die weitere Recherche führte zum Buch „Werden und Wandel eines neuen kirchlichen Berufs“ Sechzig Jahre Seelsorgehelferinnen/Gemeindereferent(inn)en, von Rainer Birkenmaier (Hrsg.), aus dem Jahr 1989. Dort beginnt Martin Fritz seinen Beitrag „Die Frau erwacht in der Kirche. Zur Geschichte und Spiritualität des Berufes der Seelsorgehelferin“ mit „Seit siebzig Jahren gibt es in der katholischen Kirche in Deutschland Frauen im pastoralen Dienst, die anfangs Gemeindehelferinnen oder Seelsorgehelferinnen genannt wurden und seit 1967 die Berufsbezeichnung Gemeindereferentinnen haben.“ Dass es Frauen im pastoralen Dienst in der Kirche im Bereich der ehemaligen Delegatur Berlin, Bistum Breslau, schon 1919/20 gab, konnte ich noch nicht aus Pfarrarchiven nachweisen. Vielleicht ist das auch unmöglich, weil die Kirchengemeinden, die in Frage kommen, eher in der Stadtmitte liegen. Durch den II. Weltkrieg sind dort

viele Archive und Chroniken vernichtet worden. Für die Erforschung habe ich mir auch noch nicht die Zeit genommen.

Um die weitere Berufsgeschichte zu verstehen, muss ich hier einen kurzen Einschub zur deutschen Geschichte machen: Als der II. Weltkrieg beendet wurde, haben sowjetische Truppen Berlin und weitere Teile Deutschlands bis zur Elbe besetzt. Dort sind sie mit den amerikanischen Truppen zusammengetroffen. Später gab es einen Gebietsaustausch, bei dem der Westteil Berlins an Amerikaner, Briten und Franzosen ging und weitere Teile in Ostdeutschland an die damalige Sowjetunion. Auf diesem Gebiet wurde 1949 die DDR gegründet. Der Westteil Berlins erhielt einen Sonderstatus innerhalb der Bundesrepublik Deutschland. Durch Flucht und Vertreibung aus ehemals deutschen Gebieten im Osten (heutiges Polen) kamen viele Katholiken in ehemals rein evangelisch geprägte Gebiete. Und es zeichnete sich 1947/48 ab, dass es zu keinem neuen gesamtdeutschen Staat kommen wird. Die sowjetische Regierung hatte für die Gründung der Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) 1946 gesorgt und ihr eine Vorrangstellung in ihrem Herrschaftsbereich verschafft.

Die Kirche hat mit ganz eigenen Mitteln versucht, Bistümer, die mit ihrem Gebiet in beiden Herrschaftsbereichen lagen, zusammenzuhalten. Dadurch war auch eine Unterstützung der in wirtschaftlich schwierigen Verhältnissen lebenden Kir-

che der späteren DDR möglich. Gleichzeitig musste auf die faktische Trennung reagiert werden. 1948 wurde der Priester Martin Fritz mit dem Aufbau eines Seminars für Seelsorgehelferinnen in Magdeburg beauftragt.

Im Berufsverband Berlin haben wir eine Arbeitsgruppe zur Berufsgeschichte gegründet. Zunächst werden wir die noch lebenden Zeitzeuginnen befragen. Dazu haben wir einen Fragebogen formuliert und wollen die Interviews eigentlich als Video aufnehmen. Leider wollen das nicht alle. Unabhängig von diesem Vorhaben habe ich mit einer Kollegin im Ruhestand schon gesprochen. Ruth Krebs war viele Jahre im Vorstand der Berufsgemeinschaft und lebt diese noch heute. Sie hat mir in diesen Gesprächen von der Geschichte erzählt. Sie hat diese von den Frauen der Anfangszeit ja aus erster Hand erfahren. Ruth Krebs kam 1960 nach St. Bonifatius in Berlin-Kreuzberg (Westberlin). Sie blieb dort bis zu ihrer Rente eingesetzt.

Weil Frau Krebs durch die Freiburger Ausbildung schon stark mit der Berufsgemeinschaft verbunden war, ist sie ihr beigetreten. Sie hat an den Treffen aktiv teilgenommen. Das Bild zeigt den letzten gemeinsamen Ausflug der Kolleginnen aus Ost und West und war gleichzeitig ihr erster in Berlin. Auf dem Bild sieht man Kolleginnen in Tracht. Das war ein Erkennungszeichen der Frauen, das sehr umstritten war. Frau Krebs hat es nicht getragen. Nach dem Mauerbau waren offizielle Tref-

fen nicht mehr möglich. Gleichwohl wurden sie unter größter Geheimhaltung mit „zufälligen“ Treffen organisiert. Für die Kolleginnen im Ostteil des Bistums waren dies Treffen zum Austausch und zum Luftholen. Und der Erhalt von Westwaren dabei war eine wichtige Unterstützung. Die Kolleginnen haben sehr wenig verdient. Frau Krebs berichtete auch vom Kampf mit dem Bistum um eine dem Beruf gerecht werdende Vertretung im Ordinariat. Nach dem erst ab 1960 die Frauen durch das Bistum, und nicht wie vorher durch die Gemeinde/den Pfarrer, angestellt wurden, brauchten sie dort auch eine Vertretung. Anfangs hat das die Beauftragte für Frauenseelsorge mal ebbend mitmachen sollen. Diese war von der Herkunft eine „Meisterhausfrau“. Frau Krebs sagte so etwas wie „es gab einen Aufstand“. Deshalb wurde dann ein Gremium aus vier Frauen gewählt, aus dem dann später Margret Fölling, die kürzlich verstorben ist, als Sprecherin und Beauftragte hervorging. Viele Jahre später, im Zuge von Sparmaßnahmen, haben wir dann wieder diese Kämpfe um eine gute und eigenständige Vertretung im Ordinariat geführt. Jetzt ist die Vertretung nicht mehr berufsbezogen, sondern aufgabenbezogen geregelt für alle Berufsgruppen gleich.

Die Berufsgemeinschaft hat mit der Zeit, wie man bei Frau Blank nachlesen kann, einige ihrer wichtigen Aufgaben an die Bistümer verloren. Geblieben ist die Schaffung von Gemeinschaft und Zusammenhalt durch die Treffen. Auch nach deren

Auflösung ist die Gemeinschaft heute noch eine tragende Kraft für Ruth Krebs.

Anders verlief der Werdegang von Barbara Rode, die ich auf Vermittlung von Frau Krebs und dann mit den vereinbarten Interviewfragen, traf. Frau Rode ist in Berlin-Weissensee (Ostberlin) in der Gemeinde St. Josef aufgewachsen und wohnt noch heute in der elterlichen Wohnung. Mitte der 1960er Jahre las sie in der Kirchenzeitung, dass im Magdeburger Seelsorgehelferinnenseminar ein neuer Ausbildungsgang beginnen sollte. Zusammen mit ihrer Freundin hat sie sich beworben. In der zweijährigen Ausbildung hat sie alles gelernt, was sie später gebraucht hat. Sie hat von dem Seminar unter der Leitung von, inzwischen Monsiore ab 1968 Prälat, Martin Fritz mit Begeisterung erzählt. Obwohl sie auch von den beengten und schwierigen Verhältnissen in der Villa, in der alles untergebracht war, berichtet hat. Prälat Fritz hat dieses Seminar auf die Bedürfnisse und Verhältnisse in der Diaspora, im Osten Deutschlands, unter der Herrschaft der SED, ausgerichtet. Das war nicht einfach, weil z. B. aus Papiermangel es in der DDR z. B. Nur wenige Druckgenehmigung für kirchliche Verlage für Bücher gab und die Einfuhr aus dem Westen nicht genehmigt wurde. Auch zählte die Ausbildung und das Arbeitsverhältnis in der DDR nicht. Alle Menschen mussten arbeiten und so war dies eine Beschäftigung in einer Nische. Barbara Rode war in vielen Gemeinden, meist auf dem Land, eingesetzt. Die dortigen Wohnverhältnisse wa-

Foto: Privatbesitz Ruth Krebs, Digitalisierung/
Bearbeitung: Daniel Vandroydtwyck, Maria
Kloid, Elisabeth Höffner

Ausflug der Berufsgemeinschaft wahrscheinlich
1961, auf jeden Fall vor dem Mauerbau am 17. Juni
1961.

o. R. von links nach rechts Gertrud Rieck, Anna
Puschmann?

u. R. von links nach rechts: Hedwig Teuber, Freiin
Elisabeth Heereman von Z



ren sehr bescheiden und sie war Mädchen für alles. An einer Stelle hat sie im Winter den Weg zur Straße von Schnee freiräumen müssen. Dafür hat sie etwa eine Stunde gebraucht. Durch das Bonifatiuswerk wurde ihr von Anfang an ein Trabbi zur Verfügung gestellt. Darauf haben andere Bürger viele Jahre warten müssen. Mit diesem hat sie dann die Kinder von den Dörfern eingesammelt. Bei minimalem Verkehr passten hinten vier und vorne zwei Kinder rein. Anfang der Zweitausender Jahre hat sich der Verkehr sehr verdichtet, dies war mit ein Grund für die Beantragung der Rente. Pünktlich wie ein Bus alle Kinder einsammeln, weil sie sonst weg waren, dabei aber trotzdem den enorm gewachsenen Verkehr beachten, war einfach, nach Jahren des ununterbrochenen Dienstes, für sie nicht mehr leistbar.

In Verbindung mit den Kolleginnen blieb sie durch Telefonate, die Wege waren einfach zu weit für ein Treffen. Katholiken waren ins Bistum Berlin viele gekommen, aber sie verteilen sich auf große weite Landstriche. Frau Rode blieb über all die Jahre in der Wohnung der Eltern gemeldet. Das hatte zu DDR-Zeiten einige Vorteile und heute hat es den Vorteil, dass sie sich mit einer kleinen Rente eine gute Wohnung in schöner Lage leisten kann.

■ GABRIELE HÄNITZ

„Wir sind fit gemacht worden, uns zu behaupten“

Ruth Krebs (85 J.), Gemeindereferentin im Ruhestand in Berlin, berichtet von ihrer Ausbildung im Freiburger Seminar und ihrem Berufsleben

Das Interview führte Daniela Blank Ph.D.

Frau Krebs, woher stammen Sie?

R. Krebs: Geboren bin ich 1936 in Fürstenerwerder/Danzig in einer katholischen Maurerfamilie. Bis zum Kriegsende hatte ich zusammen mit meinem Bruder eine schöne Kindheit. Im Mai 1945 nach Kriegsende kam erst die russische, dann die polnische Besatzung. Nach einem Hungerjahr begann die Vertreibung und nach sehr beschwerlichen Wochen landeten wir in Neumünster in Schleswig-Holstein. Nachdem mein Vater aus der Gefangenschaft kam, versuchten meine Eltern ein neues Leben aufzubauen. Nach eineinhalb Jahren ohne Schule kam ich wieder in die 3. Klasse Volksschule, dann Mittelschule, Handelsschule (Mittlere Reife), danach habe ich fünf Jahre in der Sparkasse gearbeitet.

Wie haben Sie in dieser Zeit als Kind und junger Mensch die Kirche erlebt?

R. Krebs: Ich ging zur Erstkommunion und besuchte den Religionsunterricht in der Schule. Durch die Kinder- und Jugendgruppe wuchs ich in die katholische Jugend hinein, übernahm nach und nach Verant-

wortung bis hin zur Pfarrjugendführerin. Diese Zeit war prägend und ich begann, mich nach einem anderen Beruf umzusehen. Über Fortbildungen und Jugendtreffen bin ich einer Seelsorgehelferin begegnet, die für die katholische Jugendarbeit für Schleswig-Holstein zuständig war. Die war in Freiburg ausgebildet und hat gesagt „Du gehst nach Freiburg!“ Ich habe mir von mehreren Schulen was schicken lassen, und gesagt "Nach Freiburg kann ich nicht gehen, dafür bin ich nicht schlau genug." Ja, der Prospekt war schon hochgestochen. Die hat gesagt "Du musst dahin!" Ich bewarb mich für 1957, musste aber absagen und noch 2 Jahre weiterarbeiten und sparen, weil man zu der Zeit noch das Studium und das Internat selbst bezahlen musste, was meine Eltern nicht finanzieren konnten.

Als Sie da angekommen sind, wie haben Sie die Ausbildung erlebt?

R. Krebs: 1959 begann ich meine Ausbildung am Seminar für Seelsorgehilfe in Freiburg, für mich war das ein ganz anderes Leben; manchmal erschrak ich selbst über meinen Mut, mit Studium und Gemeinschaftsleben.

Das Zusammenleben von zwei Kursen mit fast 50 Frauen fand in einer großen alten Villa in Doppel- und Dreibettzimmern, einer Toilette und drei Waschgelegenheiten pro Etage statt. Das war nicht so ganz einfach. Da waren schon strenge Regeln. Geld hatte man auch keins, man konnte ja außerdem nichts machen, man musste im Wohnheim wohnen und es gab eine strenge Tagesordnung - alles gut, - hinterher sieht man es sowieso anders. Aber zu-

nächst mal ist es mir nicht so ganz leicht gefallen.

Das Zusammenleben war streng geregelt, mit Gottesdiensten, Studienzeiten, wenig Freizeit zur eigenen Verfügung und die Kleiderordnung war züchtig. Ein religiöses Leben, halb klösterlich - ich bin nachträglich froh, was ich alles gelernt habe. Aber ich habe dort schon gesagt, man wird doch einige Zeit brauchen um wieder ein normaler Mensch zu werden. Aber vielleicht ist das eine sehr subjektive Beurteilung. Wir haben sehr viel gelernt, wir sind fit gemacht worden auch für Weiterbildung und solche Sachen, auch fit gemacht worden dafür uns zu behaupten. Nicht kleine Mäuschen zu werden, wenn ich das mal so ausdrücken kann. Wie Margarete Ruckmich es nannte, sollten wir zu werthaftern Frauenpersönlichkeiten werden, was auch Selbstbewusstsein beinhaltete.

Wie war das Verhältnis von Theorie und Praxis in der Ausbildung?

R. Krebs: Das Studium war anspruchsvoll, mit Fachdozenten von der Uni, vom Bistum und vom Caritasverband. Für die Kirche war es die Zeit der Vorbereitung auf das II. Vatikanum, mit der Gründung des Hilfswerks Misereor usw. Dazu kamen praktische Fächer wie Paramentik, Werken, Singen, Fest- und Fei ergestaltung mit Theaterspielen und Gestaltung des Brauchtums im Laufe des Kirchenjahres.

Es gab Hospitationen in Schulen mit Probeunterricht. Wichtig waren die beiden etwa 6-7 wöchigen Praktika im Sommer, jeweils bei einer in Freiburg ausgebildeten

Seelsorgehelferin, die durch das Seminar vermittelt wurden. Sehr wichtig waren Hausbesuche, Arbeiten im Pfarrbüro, in der Sakristei, hospitieren in Schulen und Gruppen. Mein erstes Praktikum war am Dom in Frankfurt (Main), das zweite in Berlin, was meinem Leben eine neue Wendung gab, denn mir wurde eine Stelle angeboten. Das war damals noch nicht selbstverständlich, gleich nach dem Examen eine Pfarrei zu finden.

Wie war es dann für Sie, als Sie dann an Ihrer ersten Stelle richtig eingestiegen sind?

R. Krebs: Das war furchterlich, eine ziemliche Katastrophe! Ich wäre auch fast daran gescheitert. Der Pfarrer und die Haushälterin bestimmten alles. Wenn etwas nicht lief, an dem ich beteiligt war, war ich schuld. Und das war mein Anerkennungs-jahr. Ich wollte aufgeben, fand aber großes Verständnis beim Seminar und beim Praktikumpfarrer. Das Bistum bot mir sofort eine andere Stelle an. In dieser Gemeinde war ich dann über 37 Jahre bis zu meiner Pensionierung im Jahre 1998 und wohne heute noch dort.

Was war Ihnen besonders wichtig an dieser Stelle, die ja auch sehr prägend für Sie war?

R. Krebs: Die war sehr prägend, ja. In dieser Zeit habe ich vier Pfarrer erlebt und sehr viele Kapläne. Bis heute ist der Pfarrer laut Kirchenrecht der Leiter der Gemeinde und daraus ergibt sich für unseren Beruf eine gewisse Abhängigkeit. Im Team zu arbeiten war in den Anfangszeiten unbekannt, Aufgabenumschreibungen gab es nicht, die Jugendarbeit machten die Kapläne.

Das Konzil brachte viel Neues, die Liturgiereform war für alle eine Herausforderung, sie musste den Menschen nahegebracht werden. Der Altarraum wurde umgestaltet. Ich habe viel Kinderarbeit gemacht, hatte Unterricht in der Realschule, Arbeit mit den Religionslehrern, Begleitung von Ehrenamtlichen. Später sehr viel Seniorenarbeit, Organisation von Besinnungszeiten, Erholungsreisen und viel Gemeinschaftsförderung. Die manchmal wenig vorhandene Gemeindeleitung habe ich gern als Freiräume für eigene Ideen genutzt. Ich habe außer der Pfarreiarbeit sehr viel auch noch außerhalb gemacht durch die Berufsgemeinschaft.

Welche Rolle hat die Berufsgemeinschaft Katholischer Gemeindereferentinnen in Ihrem beruflichen Leben gespielt?

R. Krebs: Für mich eine sehr große! 1961 gab es in Berlin eine große Gruppe, die ich im Praktikum schon kennengelernt hatte. Die Gemeinschaft war auch zuständig für Fortbildung und geistliche Begleitung. Sie hat mir das Einleben in der großen, fremden Stadt leicht gemacht. In diesem Jahr im August wurde die Berliner Mauer gebaut und es gab Kolleginnen auf beiden Seiten. Die Gemeinschaft hielt zusammen, nur Begegnungen wurden schwieriger. 1981 wurde ich in den Bundesvorstand gewählt, dem ich auch bis zur Auflösung 2014 angehörte. Ich wurde beauftragt, die Gemeinschaft in der Konferenz der Diözesanreferentinnen zu vertreten. In all den Jahren habe ich in sehr vielen Konferenzen die Entwicklungen unseres Berufes in Deutschland miterlebt und mitgetragen. Ich habe sehr viele Persönlichkeiten kennengelernt, war sicher in allen Bischofsstädten und habe viel Freundschaften geschlossen. Diese Erfahrungen haben mich fürs ganze Leben geprägt und sich sicher auch auf meine Arbeit in Berlin ausgewirkt. In Berlin war ich einige Jahre die Großbezirksleiterin der Gemeinschaft und war im Diözesanrat. Ich gehörte lange zu den gewählten Sprecherinnen der Berufsgruppe im Bistum.

Wir haben von der Berufsgemeinschaft doch viel mitgearbeitet - es ist ja so, dass die Berufsgemeinschaft zunächst fast alles geregelt hat, bis sie das nach und nach abgegeben hat. Wir haben uns ja praktisch selber abgeschafft, in dem wir das abgegeben haben, was unsere Aufgabe war, was aber natürlich viel besser in der Diözese aufgehoben war.

Sie haben eine lange Zeit in der Kirche gearbeitet, wie haben Sie denn die Entwicklung der Kirche in den letzten Jahren erlebt?

R. Krebs: Es gibt so viel, das sich ändern müsste. Und das ist so schwierig. Und hängt zum Teil natürlich an dem Machtgefüge denke ich. Dass man, an dem Confrater sein festhält, dass man seinen Mitbruder nicht verrät. Selbst wenn der wirklich schwere Schäden anrichtet...

Grundsätzlich finde ich, dass die Frauen in diesem Jahrhundert eine Menge erreicht

haben, aber lange noch nicht genug, aber immerhin, ja! Man soll auch nicht so tun, als wäre nichts erreicht. Von der Gemein-dehelferin 1926 als Frauenberuf in der Kirche bis zur Leiterin eines Seelsorgeamts, eines Caritasverbands, zur Ordinariatsrätin, zur Theologieprofessorin, hat die Kirche ein Jahrhundert gebraucht. Die Verdienste von Margarete Ruckmich und Pater Wilhelm Wiesen aus den Anfängen sind nicht hoch genug zu bewerten. Die Kirche schleppt eine 2.000-jährige Tradition mit sich. Machtgefüge, Männerkirche, hierarchische Ordnung, Abgrenzung zwischen Männern und Frauen und von der „feindlichen Welt“, einen veralteten Wortschatz und jetzt auch die Missbrauchsskandale mit ihrer schleppenden Aufklärung. Die Kritiker sind lauter geworden.

Was wären denn notwendige Reformen, die Sie sehen?

R. Krebs: Leitungsfunktionen abgeben, Entscheidungen transparenter machen, das kirchliche Arbeitsrecht reformieren, Frauen zum Predigtdienst im Gottesdienst zulassen, ihnen mehr Leitungspositionen einräumen. Das Ehe recht reformieren, wissenschaftliche und Fachkenntnisse besser nutzen. Homosexualität nicht diskriminieren. Ich freue mich auch über die (mehr als) 100 Leute, die sich geoutet haben, - also das freut mich unheimlich, dass man da jetzt darüber redet. Schwieriger sind Reformen, die die Weltkirche betreffen wie die Frauenordination.

Welche wichtigen Tätigkeitsfelder sehen Sie aktuell für die Zukunft in der Kirche?

R. Krebs: Trotz Großpfarreien die Nähe zu den Menschen suchen. Eine spezialisierte Aufgabenteilung, Begabungen mehr zu nutzen, Zusammenarbeit in der Ökumene und manchmal wünsche ich mir von den Einzelnen etwas mehr Lust und Gottvertrauen.

Ein kurzes Wort zum Schluss: Manchmal fällt es mir schwer, im Glaubensbekenntnis zu sagen „Ich glaube an die heilige katholische Kirche“. Aber es ist Gottes Kirche, die ich liebe und der ich sehr viel zu verdanken habe.

Frau Krebs, ich danke Ihnen sehr für das sehr persönliche Interview!



Foto: privat



Missbrauch im Kontext von Seelsorge

Bundesversammlung Mai 2022 in Vechta

Nach der Jubiläumsversammlung im Herbst 2019 in Neustadt an der Weinstraße und drei Online-Bundesversammlungen in 2020 und 2021 fand im Mai 2022 tatsächlich wieder einmal eine Versammlung an einem Ort, im Antoniushaus in Vechta, statt. Leider tagten wir in kleinerer Besetzung als sonst üblich, da fünf Diözesen (nach wie vor meist pandemiebedingt) keine Delegierten schicken konnten. Eine Hybrid-Veranstaltung war im Haus nicht möglich. Der Freitagabend begann mit einem Bericht aus den Diözesen und danach mit dem Einstieg in das Thema: „Missbrauch von Macht im Kontext territorialer Seelsorge“. Dieser Schwerpunkt war eine Fortsetzung der bisherigen Auseinandersetzung im Verband mit der Missbrauchsthematik. In der Bundesversammlung im Frühjahr 2021 war deutlich geworden, dass viele von uns in Studium und Beruf selbst unter unterschiedlichen Formen des Machtmissbrauchs leiden, gelitten haben oder bei Kolleg*innen wahrgenommen haben, wie sehr sie Übergriffe belasten. Das Spektrum reicht dabei von körperlichen Übergriffen und sexueller Gewalt über verbale sexuelle Belästigung, Beleidigungen aufgrund der äußeren Erscheinung oder Lebensweise, Missachtung der fachlichen Kompetenzen bis hin zu Einengung in der

spirituellen Selbstbestimmung. Daran haben wir uns in der Versammlung erinnert und wurden dann von der Referentin Dr. Rosel Oehmen-Vierregge zunächst aufgefordert, darüber ins Gespräch zu kommen, welche Situationen gerade auch in der territorialen Seelsorge wir als riskant und Missbrauch fördernd einstufen und welche Handlungen aus unserer Sicht grenzverletzend und übergreifend sind oder vom Gegenüber so erlebt werden können. Sie wies zum einen darauf hin, dass auch Erwachsene Betroffene sein können und dass bisher vor allem geistlicher und damit oft verbundener sexueller Missbrauch in Ordensgemeinschaften und geistlichen Gemeinschaften im Blick sei, die Situation in der Gemeindeseelsorge jedoch noch kaum. In Vortrag und Austausch kamen zur Sprache, wie Seelsorger*innen selbst zu Täter*innen und Mitwisser*innen werden können, aus welchen Gründen Personalverantwortliche oft zu wenig für Schutz und Prävention tun. Kirchenrechtliche Aspekte wurden ebenso benannt, wie Handlungsmöglichkeiten auf Bistumsebene. Was Prävention anbelangt, benannte die Referentin die Notwendigkeit einer selbstkritischen Pastoral, wie auch der Erarbei-

tung von Richtlinien und Qualitätsstandards. Sie endete mit einem Zitat von Thomas Sternberg:

„Geistlicher Missbrauch ist alles andere als ein pastorales Bagatelldelikt, und geistliche Leitung hat sich nicht an subjektiven Vorlieben der Leitenden, sondern an Gott und den Menschen auszurichten, für die sie ein Segen sein soll.“

Während des inhaltlichen Teils am Samstagmorgen meldete sich ein Kollege zu Wort und sagte: „Ich werde langsam unruhig. Das ist alles sehr interessant, aber wir können doch nicht dabei stehen bleiben, darüber zu reden. Wir müssen handeln!“ Der Vorstand konnte darauf verweisen, dass es bereits eine Idee gäbe, wie wir als Verband aktiv werden könnten und die wurde am Nachmittag dann auch vorge-

stellt, beraten und einstimmig beschlossen: Der GR-Bundesverband wird eine Umfrage an Mitglieder, weitere Gemeindereferent*innen, Pastoralreferent*innen und weitere hauptberuflichen Lai*innen in der pastoralen Arbeit senden, in der es um Folgendes geht:

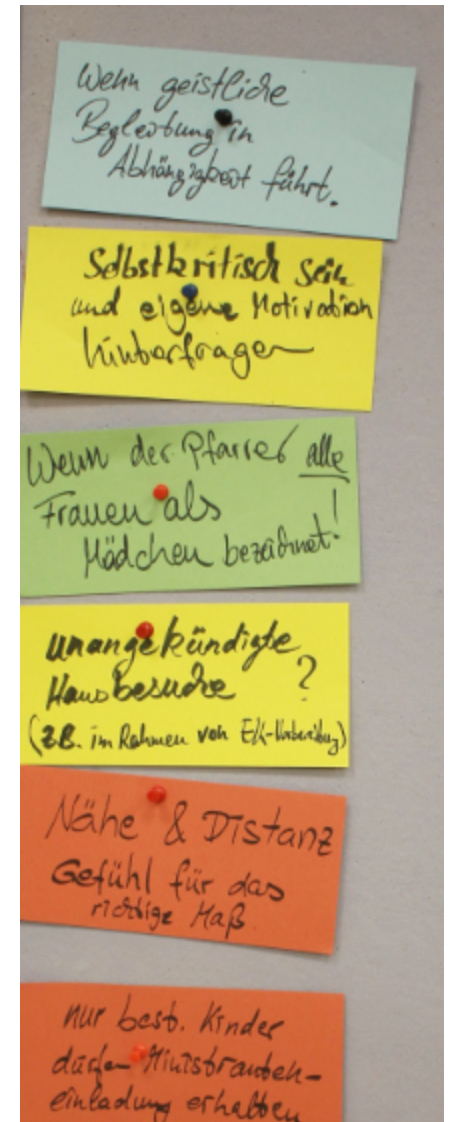
- Gemeindereferent*innen und weiteren Kolleg*innen im pastoralen Laienberuf die Möglichkeit zu geben, ihre persönlichen Erfahrungen mit Machtmissbrauch zu benennen.
- Die Facetten des Machtmissbrauchs gegenüber pastoralen Mitarbeiter*innen aufzeigen.
- Die Gefahr von geistlichem Missbrauch in der pastoralen Arbeit offenlegen.
- Hinweise zu Prävention und Aufarbeitung zu beiden Themenbereichen geben.

Bereits in der Einladung zur Bundesversammlung hatten wir das Kapitel „Missbrauch im seelsorglichen Kontext“ des aktuellen Papiers der Bischofskonferenz „In der Seelsorge schlägt das Herz der Kirche“ den Delegierten zur Lektüre empfohlen. Unser Projekt kann ein Beitrag sein, an

diesem Thema dranzubleiben, das Bewusstsein zu schärfen und Veränderung zu initiieren.

Weitere Themen der Versammlung waren Berichte des Vorstands, der Kassiererin, der Delegierten im Synodalen Weg, die Änderung der Verbandsbezeichnung, Erhöhung der km-Pauschale bei PKW-Fahrten (verbunden mit der dringenden Bitte, möglichst öffentliche Verkehrsmittel zu nutzen) und die Entscheidung, die kommenden Herbstversammlungen in der Regel online durchzuführen. Gegen Ende wurde die Zeit knapp und es konnte leider nicht mehr alles ausdiskutiert werden, was den Delegierten wichtig gewesen wäre. Da auf 16.30 Uhr der Beginn einer Stadtführung mit anschließendem gemeinsamen Essen in einem schönen Restaurant in Vechta geplant war, musste die Versammlung jedoch pünktlich enden. Diejenigen, die beim gemütlichen Teil bleiben konnten, nutzten die Gelegenheit zum Gespräch über so manches, was uns als Delegierte, als Gemeindereferent*innen und damit auch Teil der Kirche in ihrer Krise beschäftigt.

■ REGINA NAGEL



Wer Interesse am Link zur Umfrage hat, kann sich gerne über machtmissbrauch@gemeindereferentinnen.de melden.



Bischof beruft Frau an Spitze der Pastoralen Dienste

Bild: Martin Kleinfeldt



*Regina Seneca leitet
seit 1. Mai 2022 gemeinsam
mit Domkapitular Holger
Winterholer
die Hauptabteilung V
„Pastorales Personal“
in der Diözese
Rottenburg-Stuttgart*

Regina Seneca wird neue Leiterin der Hauptabteilung V „Pastorales Personal“, dem für die seelsorglichen Berufe zuständigen „Ministerium“ im Bischöflichen Ordinariat, der zentralen Verwaltungsbehörde der Diözese Rottenburg-Stuttgart mit ihren gut 1,7 Millionen Katholikinnen und Katholiken. Derzeit ist Regina Seneca in der Hauptabteilung „Pastorales Personal“ neben anderen Aufgaben als Diözesanreferentin für die Berufsgruppe der Gemeindereferentinnen und -referenten tätig.

Künftig geschlechtergemischte Doppelspitze

Gemeinsam mit Domkapitular Holger Winterholder bildet Regina Seneca künftig die eine Hälfte einer geschlechtergemischten Doppelspitze zur Leitung der Hauptabteilung. Ihre neue Stelle tritt sie ab Mai an. Dies ist das erste Mal in der Geschichte der württembergischen Diözese, dass eine ihrer Hauptabteilungen von einer Doppelspitze geführt wird und zugleich ist es auch das erste Mal, dass eine Frau Leitungsverantwortung für das Seelsorgepersonal der Diözese übernimmt. Die Pastoralen Dienste und Ämter in der Diözese umfassten zum 31. Dezember 2021 unter anderem 895 Priester, 288 Ständige Diakone, 332 Gemeindereferentinnen und -referenten sowie 350 Pastoralreferentinnen und -referenten.

Frauenanteil im bischöflichen „Kabinett“ soll weiter steigen

Hintergrund der Personalentscheidung ist das von Bischof Dr. Fürst für die Diözesankurie proklamierte Ziel, den Anteil weiblicher Führungskräfte deutlich zu erhöhen. Durch die geplante Besetzung von weiteren in den nächsten Jahren freiwerdenden Leitungsstellen des Ordinariats soll der Frauenanteil auch in der Sitzung des Bischöflichen Ordinariats, dem „Kabinett“ des Bischofs, weiter gesteigert werden.

Im höchsten Leitungsgremium der Diözese Rottenburg-Stuttgart sind als Hauptabteilungsleiterinnen bereits vertreten: Ordinariatsrätin Ute Augustyniak-Dürr für die Hauptabteilung „Schulen“; die Leitende Direktorin im Kirchendienst Dr. Rebecca Schaller als Leiterin der Hauptabteilung „Gesellschaft und Stiftungen/Wirtschaftsrecht“ sowie die Bischöfliche Rechtsdirektorin Dr. Melanie-Katharina Kraus als Leiterin der Hauptabteilung „Personal“. Als beratendes Mitglied in der Sitzungsrunde des Ordinariats vertreten ist zudem Dr. Verena Wodtke-Werner, die Direktorin der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Durch die nun erfolgte Ernennung von Regina Seneca als Leiterin der Hauptabteilung „Pastorales Personal“ sowie durch weitere geplante Neubesetzungen wird sich der Frauenanteil in der Sitzung des Bischöflichen Ordinariats auf mehr als 25 Prozent erhöhen.

■ GREGOR MOSER, STABSTELLE MEDIALE KOMMUNIKATION (DIÖZESE ROTTENBURG-STUTTART)
DER ARTIKEL WURDE AM 12.04.2022 AUF DER HOMEPAGE DER DIÖZESE ROTTENBURG-STUTTART
VERÖFFENTLICHT.

Mitglieder-Versammlung des Berufsverbands im Bistum Augsburg

Am 16. Mai 2022 kamen die Mitglieder des Berufsverbands im Bistum Augsburg zu ihrer Jahresversammlung im Pfarrheim in Schwabmünchen zusammen. Die Versammlung fand zum ersten Mal sowohl in Präsenz als auch digital statt, so dass diesmal mehr Mitglieder als sonst dabei waren (insgesamt 18).

In ihrem Rückblick auf das vergangene Verbandsjahr berichtete die Vorsitzende Gudrun Schraml über ein Gespräch des Vorstands mit unserem Bischof Bertram Meier im Juni 2021. Von unserer Seite wurden die Themen Synodaler Weg, Diakonat der Frau und die Segnung homosexueller Paare eingebracht. Außerdem regten wir die Einrichtung einer Stelle für Regenbogenpastoral an.

Mit Hilfe von Kollegen aus dem Bistum Freiburg wurde von verschiedenen Gruppen und Personen eine Website „Augsburg ohne Angst“ erstellt. Auch wir als Berufsverband unterstützen diese Initiative, damit im Bistum in diesem Punkt etwas vorangeht.

Unser Delegierter Stefan Schneid informierte die Anwesenden über die letzte Bundesversammlung in Vechta, an der er als unser Vertreter teilnahm. Schwerpunkt bei der Bundesversammlung war „Geistlicher Missbrauch“.

Die Initiative „OutInChurch“ hat in den Synodalen Weg eine große Dynamik und Schwung reingebracht. Eine Änderung der Grundordnung scheint auf einem guten Weg zu sein.



Außerdem soll es als Initiative des Bundesverbandes im Juni für alle GR eine Umfrage zum Thema des Geistlichen Missbrauchs geben. Die Vorsitzende Regina Nagel erarbeitet dazu eine Vorlage. Der Bundesverband will die Ergebnisse sammeln und mit den Rückmeldungen dazu ein Buch herausgeben.

Diözesanreferentin Heidelinde Kotzian berichtete darüber, dass das Modellprojekt „Dekanatsreferent*in“ inzwischen in drei Dekanaten getestet wurde. In einem Dekanat klappte es gut, in einem zweiten nach Anlaufschwierigkeiten, in einem dritten nicht! Als Hemmschuh haben sich leitende Priester gezeigt, die oft lieber einen „eigenen“ pastoralen Mitarbeiter wollen. Mit den Ehrenamtlichen verläuft die Zusammenarbeit gut.

Für alle in der Territorialseelsorge Tätigen soll es ab Herbst möglich sein, bis zu 15% der Arbeitszeit für einen charismen- und bedarfsorientierten Aufgabenbereich einzusetzen. Dies ist derzeit noch in der Klärung.

Zum Thema Berufsprofilentwicklung wusste sie, dass laut KODA weiterreichende Tätigkeiten oder solche mit mehr Verantwortung anders bezahlt werden sollen. Dazu wurde die Entgeltordnung zum 1.4.22 geändert. Somit gibt es zukünftig eine Bandbreite der Eingruppierung von EG 10 bis EG 13 bei GRs.

Ein weiterer KODA-Beschluss ist, dass es Zulagen für ungünstige Arbeitszeiten geben soll: z.B. für Tätigkeiten nach 21.00 Uhr, am Samstag ab 13.00 Uhr sowie am Sonntag ganztägig.

Als besonderen Höhepunkt der Versammlung hatten wir „Zeit-Zeugen“ als Gäste eingeladen, die uns sozusagen als „Kollekt*innen der ersten Stunde“ über ihre Erfahrungen und Erlebnisse im Einsatz für die Diözese Augsburg erzählen. Grund war das Jubiläum 100 Jahre Anfänge des Berufs der Katechetin und so auch unseres Berufsbildes in Deutschland. Als Gäste waren das Ehepaar Gertraud und Alois

Söllner gekommen, die damals als eine der ersten in München an der neu gegründeten FH studiert haben, sowie Regina Wühr, die in Eichstätt studiert hat und eine der beiden ersten Berufsgruppensprecherinnen in unserem Bistum war.

Interessant ist, dass es 1984 den ersten GR-Tag gab und die Regionalgruppen gegründet wurden. 1986 schließlich fand die erste Sprecherwahl statt, bei der Regina Wühr und Christl Huber gewählt wurden. Unsere Gäste standen für Fragen rund um die Berufsanfänge zur Verfügung. Dabei wurde deutlich, dass wir heute von vielen Entwicklungen und auch „Kämpfen“ unserer Vorgänger*innen profitieren, die diese damals erstritten haben.

Da es nicht nur dieses Jubiläum zu feiern galt, sondern auch elf Jahre Berufsverband im Bistum Augsburg, wurde anschließend fleißig angestoßen (mit leckerem alkoholfreiem Sekt). So klang das Treffen feierlich aus. Den Digital-Zugeschalteten war im Vorfeld ein Jubiläums-Set mit einem Piccolo und einem Yes-Törtchen zugesandt worden, so dass auch diese das Glas vor dem Bildschirm erheben konnten.



Alle Anwesenden erhielten einen kleinen Gewürz-Anhänger mit dem Logo des Berufsverbandes und der Aufschrift: „Wir bringen Würze!“

■ CHRISTIAN ZENGERLE, SCHRIFTFÜHRER IM
BERUFSVERBAND BISTUM AUGSBURG

Ein offener Brief von Andreas Sturm

Lieber Herr Bischof,

liebe Mitarbeitende,

liebe Schwestern und Brüder,

ich habe darum gebeten, mich vom Amt des Generalvikars zu entbinden. Ich habe immer gerne mit dem Bischof, den Mitarbeitenden in den ganz unterschiedlichen Berufsfeldern und den vielen Ehrenamtlichen in unserem Bistum, bei der Landeskirche und auch darüber hinaus zusammen gearbeitet. Ich erlebe unser Bistum auf einem guten Weg, sei es bei dem schwierigen Thema der Aufarbeitung des Missbrauchsgeschehens, aber auch in Bezug auf die Umsetzung des Visionsprozesses. Der Zeitpunkt meines Ausscheidens ist nicht günstig, dies ist mir bewusst und ich bedaure dies auch sehr. Aber die Themen, die mich schon länger beschäftigen, lassen mich keinen guten Zeitpunkt finden. Als Generalvikar durfte ich zusammen mit Ihnen, Herr Bischof, diese Kirche nach innen und außen vertreten, aber ich habe im Laufe der Jahre Hoffnung und Zuversicht verloren, dass die römisch-katholische Kirche sich wirklich wandeln kann. Gleichzeitig erlebe ich, wie viel Hoffnung in laufende Prozesse, wie zum Beispiel den Synodalen Weg, gesetzt wird. Ich bin aber nicht mehr in der Lage, diese Hoffnung auch zu verkünden und ehrlich und aufrichtig mitzutragen, weil ich sie schlichtweg nicht mehr habe. Aber meine Träume von Veränderung müssen ja auch nicht die Veränderung der römisch-katholischen Kirche sein. Natürlich ist das alles sehr allgemein, aber ich bitte um Verständnis, dass ich zum jetzigen Zeitpunkt nicht mehr dazu sage. Ich werde mich aber in einem Buch eigens dazu äußern. Ich gehe nicht mit Ärger und Wut, sondern mit einer großen Hoffnung für mich und meine eigene Berufung. Ich will als Priester in der Altkatholischen Kirche tätig sein. Ich bitte alle um Verzeihung, die ich durch diesen Schritt enttäusche, verletze und verärgere – ich hatte einfach keine Kraft mehr. Ich wünsche Ihnen allen die Zuversicht und vor allem, dass sich erfüllt, was Sie sich erträumen und erhoffen.

Am Ende hoffe ich aber auch, dass der Heilige Geist die Wege aller Kirchen zusammenführt im Bekenntnis des einen Gottes, der uns Vater, Sohn und Heiliger Geist ist. Möge Gott unsere Schritte in eine gute und gemeinsame Zukunft lenken.

Ihr Andreas Sturm

Stellungnahme zum Rücktritt

Wir, die Berufsverbände der Gemeindereferent:innen und Pastoralreferent:innen im Bistum Speyer, haben mit großem Bedauern den Rücktritt von Andreas Sturm als Generalvikar und sein Ausscheiden aus der röm.-kath. Kirche zur Kenntnis genommen. Wir haben großen Respekt für seine persönliche Entscheidung. Wir sind aber auch traurig, denn mit ihm verliert unser Bistum einen der wichtigsten Kämpfer für Öffnung, Demokratisierung und Erneuerung der katholischen Kirche. Von Herzen danken wir Andreas Sturm für sein Wirken als Generalvikar und seine stets offenen, ehrlichen, aufrüttelnden und mitmachenden Worte zu den wichtigen Themen unserer Kirche, aber auch in vielen anderen Belangen unseres Bistums. Wir werden ihn als guten Kollegen, als Mensch, Katholik und Priester vermissen. Als Mitarbeiter:innen und als Katholik:innen fordern wir, dass die römisch-katholische Kirche und insbesondere wir, das Bistum Speyer, unermüdlich den Weg der Erneuerung weitergehen. Damit wir als Kirche in Zukunft ein Ort sind, bleiben und werden, in denen Menschen die Nähe Gottes spüren und Kraft und Segen für ihr Leben finden. Andreas Sturm wünschen wir für seinen weiteren persönlichen und beruflichen Lebensweg Gottes reichen Segen.

Weil ich Mensch bleiben will

Andreas Sturm, noch keine 50 Jahre alt, seit 20 Jahren Priester und von 2018 bis 2022 Generalvikar im Bistum Speyer, hat die römisch-katholische Kirche verlassen und ist nun Mitglied der altkatholischen Kirche. Wie es dazu kam, erzählt er in seinem Buch: „Ich muss raus aus dieser Kirche“. Die aufmüpfigen, konzilsbewegten Priester sind die heute über 70-jährigen. Andreas Sturm gehörte zu den braven, romtreuen Klerikern der Ära JP II. Die Priesteramtskandidaten-Bubble hatte ihre Auswirkungen auf ihn, was Katholizität, aber auch was Angst vor Unangepasstheit anbelangte. Eine andere Welt erlebte er, als er zwischendurch den Studienort wechselte und extrem progressive Ordensfrauen sein kleines, katholisches Weltbild durcheinander wirbelten. Das erzählt er in seinem Buch, und auch von seinem Hineinwachsen in den Glauben in der Familie, seinem Engagement in der KJG, vom seinem mutigen Auftreten als Ministrant gegen einen Priester, der die Mädchen weggeschicken wollte und manch prägendem mehr. Wer selbst katholisch sozialisiert ist – egal, ob in den 60ern, 80ern oder erst in jüngerer Zeit – wird sich an eigene Erfahrungen erinnern beim Lesen. Andreas Sturm erzählt seine Kirchengeschichte. Er erzählt von schönen und schrägen Erfahrungen. Manchen seiner Überzeugungen

bleibt er treu, andere ändert er im Lauf der Jahre. Er erinnert sich an Haltungen und Handlungen, die ihm rückblickend leid tun und er erzählt von dem, was ihn trägt bis heute. Er ist ein Lernender und er ist ehrlich und konsequent. Sein Schritt des Kirchenaustritts kam nicht schlagartig, eher schleichend, aber letztlich unausweichlich. Konkrete Ereignisse und ihre Folgen im Bistum Speyer in jüngerer Zeit haben u. a. dazu beigetragen. In Ausbildung und seelsorglicher Tätigkeit kam er mehrfach mit dem Thema „Co-Abhängigkeit“ in Kontakt. Das Kennenlernen dieser Mechanismen führte ihn zur Frage, ob er co-abhängig sein könnte von dieser Kirche und



Angaben zum Buch:

Das Buch erscheint
am 15.06.2022
im Verlag Herder

ISBN: 978-3-451-03398-

dadurch systemerhaltend. Nachdenklich stimmte ihn immer wieder mal, wenn jemand sagte: „Wegen Ihnen trete ich nicht aus der Kirche aus.“ Aus Nachdenklichkeit wurde Unerträglichkeit.

Als Reaktion auf seinen Austritt bekam Andreas Sturm viele positive, wenn auch oft bedauernde Botschaften. Als jedoch bekannt wurde, dass bereits Mitte Juni sein Buch dazu erscheinen wird, da gab es auch z.T. recht unfreundliche Kritik. Im Nachwort greift er die Kritik auf und schreibt: „Seit meinem Rücktritt am 13. Mai wird nun viel spekuliert, ob ich mit dem Buch nicht besser noch gewartet

hätte. Nein, für mich muss das Buch raus. Es ist der Weg zu meiner Entscheidung; und es ist ein Ringen und ein Kapitel in meinem Leben, welches ich abschließen will. Ich will mich nicht noch Monate damit beschäftigen, sondern ich will nach vorne schauen - ohne die Vergangenheit zu verneinen, denn sie wird immer ein Teil von mir sein.“

Das Buch musste zeitnah raus, ja!
Ich wünsche ihm viele Leser*innen.

■ REGINA NAGEL

Interview mit Johanna Beck

Interviewerin: Regina Nagel

Im Zusammenhang mit meiner Mitarbeit im Synodalen Weg durfte ich Johanna Beck kennenlernen. Johanna nimmt kein Blatt vor den Mund, sie sagt und schreibt, was Sache ist. Das gefällt mir und ich habe mich gefreut, dass sie bereit war zu einem Interview.

Liebe Johanna, vielen Dank für deine Bereitschaft, mit mir über dein Buch ins Gespräch zu kommen. Bei Wikipedia steht, dass die KPE gegründet wurde, weil die DPSG nicht katholisch genug gewesen sei. Auch heute, 50 Jahre danach, gibt es diese Stimmen, dass Jugendarbeit endlich wieder richtig katholisch werden müsse und nicht so locker, kirchenkritisch und politisch wie z.B. BDKJ-Arbeit sein solle. Angenommen, ich wollte so eine radikal-katholische Jugendorganisation gründen, was würdest du mir raten, damit es auch gelingt?

Johanna Beck (JB): Erzähl einfach allen, dass diese Gruppierung die einzig wahre und gottgewollte ist. Alles andere, alles weniger strenge, ist vom Satan! Tritt selbstbewusst auf, sodass jedes Kind kapiert: Die weiß genau, was richtig und falsch ist. Dabei solltest du bei möglichst jungen Kindern damit anfangen, am besten schon bei 5-Jährigen oder spätestens in der Grundschule. Picke dir da schon ein paar drastische, apokalyptische Bibelzitate heraus und mach ihnen Angst. Jage ihnen Angst ein und erklär' ihnen dann, was sie tun können, damit sie gerettet werden.

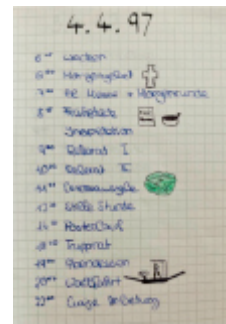
Ok, reicht das? Oder wie bekomme ich es hin, dass diese Gruppierung Kreise zieht und wächst?

JB: Such dir ein paar wohlhabende, dem althergebrachten Katholischen verbundene Leute. Schau dich bei Adligen um und nimm Kontakt zu ausgewählten Bischöfen auf. Und gründe einen eigenen Orden, dann kannst du die Jugendlichen anleiten, entweder dem Orden beizutreten oder untereinander zu heiraten. Natürlich

darfst du Mädchen und Jungs nicht zu früh miteinander in Kontakt bringen. Bringe ihnen getrennt voneinander bei, wie gefährlich und sündig Sexualität ist und auch, dass Verhütung selbstverständlich verboten ist. Ergänzt durch ein paar frauenfeindliche Bibelstellen hast du das perfekte Konzept, das seinen Nachwuchs selbst reproduziert.

Jetzt mal im Ernst. Eltern ohne Kontakt zur Kirchengemeinde oder christlichen Gruppierungen kann es ja passieren, dass ihr Kind erzählt, dass es von einer Freundin oder einem Freund in eine Kindergruppe eingeladen wurde, in der es irgendwie um Jesus gehe. Die Mutter des Kindes fragt dich, was du davon hältst und worauf sie achten sollte. Was würdest du ihr raten?

JB: Auf jeden Fall sollte sie nachfragen, was die Kinder dort so machen. Beim geringsten Verdacht, dass es hier um religiöse Manipulation gehen könnte, sollte sie Kontakt mit den Verantwortlichen suchen und nach dem Konzept fragen. Interessant ist bei so einem Gespräch, wie die Personen mit kritischen Nachfragen umgehen. Falls es sich um eine geistliche Gemeinschaft handelt, würde ich an ihrer Stellen sofort im Internet nachsehen und mich auch sonst möglichst genau informieren. Alarmiert sollten die Eltern sein, wenn das Kind erzählt, dass es irgendwas Religiöses tun muss – z.B. „Ich muss jetzt noch beten“ oder „Ich muss zur Beichte gehen.“ Bei allem, was sich so anhört, als würden die Leiter*innen den Willen Gottes kennen und Vorschriften machen, was und wie man zu glauben habe, sollten die Eltern sehr kritisch hinhören. Meiner Erfahrung nach sollte man lieber zu früh als zu



spät auf ein ungutes Bauchgefühl hören. Evtl. muss man frühzeitig den Kontakt unterbinden, denn Indoktrination kann schnell dazu führen, dass alle Kritiker*innen böse sind – auch die eigenen Eltern.

Vor etwa einem halben Jahr hat die DBK die KPE anerkannt. Du hast mir bereits erzählt, dass das für dich schockierend war. Obwohl einige dich und deinen Fall kannten, finden sie die Gruppierung nicht gefährlich. Dein Fall scheint für sie ein Einzelfall von sexuellem Missbrauch zu sein, die Gefahr des geistlichen Missbrauchs im System KPE sehen sie nicht. Liegt das vielleicht u.a. daran, dass die Ausrichtung der KPE mit dem Katechismus und der Lehre der Kirche erschreckend kompatibel ist?

JB: Die KPE findet in Katechismus und Lehre bedauerlicherweise Vieles, worauf sie sich berufen kann. Als flammende Verteidigerin dieser angeblichen Wahrheiten steht sie in Rom – wie andere, vergleichbare Gemeinschaften – leider ziemlich gut da. Während dir und mir und vielen kritischen Katholik*innen klar ist, dass all diese Elemente weder vom Himmel gefallen noch in steinerne Tafeln gemeißelt sind, versteht die KPE sich als Bastion zur Erhaltung des Katholischen. Wir sind nicht mehr bereit, Lehren und Katechismusvorgaben mitzutragen, durch die Menschen in ihren Rechten verletzt und Missbrauch begünstigt wird. Für die KPE u.a. sind dadurch wir die eigentliche Gefahr für die Kirche. Und deshalb wird aus diesen Kreisen auch immer ein Riesenpopanz veranstaltet und die Drohkulisse eines Schismas aufgebaut. Viele in der Kirchenleitung erhoffen sich von diesen Gruppierungen Un-

terstützung und andere, die die Gefahren ahnen, wagen den Konflikt nicht. Diese Kirchenmänner sehen nicht, dass es weniger gefährlich ist, wenn jemand um der Freiheit und Selbstbestimmung wegen die Kirche verlässt, als wenn jemand sich selbst verliert und psychisch zerstört wird in einer fundamentalistischen Gruppe.

Die meisten Leser*innen dieser Zeitschrift sind Gemeindeferent*innen, die in der Pastoral tätig sind. Einige davon erteilen Religionsunterricht. Möchtest du uns ein paar Hinweise geben, worauf wir achten sollten?

JB: Vorweg möchte ich da sagen, dass es ein Glück für mich war, dass ich gute Religionslehrerinnen hatte. Sie haben einen wichtigen Anteil daran, dass ich mich aus der KPE befreien konnte! Wünschen würde ich mir, dass alle pastoralen Mitarbeiter*innen sich mit dem Thema „geistlicher Missbrauch“ auseinandersetzen. Alle sollten

sich dazu einen Wissensstand erarbeiten, sie sollten die Warnsignale kennen und die Fallstricke derer, die sich als Glaubensvermittler*innen präsentieren und letztlich die spirituelle Selbstbestimmung massiv untergraben. Seid sensibel, möchte ich euch sagen, und überlegt schon im Vorhinein, wie ihr aktiv werden könntet. Seid wachsam, wenn ihr Klerikalismus und Co-Klerikalismus wahrnimmt und wirkt dem entgegen! Und alle, die mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben: Bitte, stärkt deren spirituelle Selbstbestimmung! Macht gute, vielfältige Angebote, die die jungen Menschen kennenlernen und annehmen oder auch ablehnen dürfen.



Zerrissenheit im „Leben Teilen“ beim Katholikentag 2022

Liebe Johanna, vielen Dank für deine vielen Hinweise und Anregungen! Dein Buch endet mit einem Thesenanschlag, durch den du Punkte benennst, die notwendig sind für eine bessere und zukunftsfähige Kirche. Im Abschnitt vor diesen Thesen sprichst du davon, dass du erwartest, dass Kirche sich in „absehbarer Zeit“ ändert. Ich denke bei „absehbar“ jetzt mal an 5 Jahre und mich würde zu ein paar deiner Thesen interessieren, wie hoch du die Chancen auf Erfolg in diesem Zeitraum auf einer Skala von 0-10 einschätzt. 0 steht dabei für aussichtslos und 10 für zweifellos. Ich hab deine Thesen etwas frei formuliert und bitte dich um Antwort:

JB: Ich würde mir wünschen, ich könnte beim ersten Punkt eine 6 angeben und beim zweiten wenigstens eine 5. Aber meine Antworten entsprechen dem, was ich für realistisch halte. Freuen würde mich, wenn aus der 7 bei der letzten Antwort eine 8, 9 oder 10 würde, denn dann könnte eine neue Form von Kirche entstehen!

Vielen Dank für das Interview und ich bin mit dir gespannt, was in fünf Jahren sein wird.

Bis in fünf Jahren ist in der katholischen Kirche:	Gerechtigkeit für Betroffene von sexuellem Missbrauch erreicht	4
	Ist der CIC dahingehend verändert, dass Missbrauch und sexualisierte Gewalt als Verstoß gegen das sexuelle Selbstbestimmungsrecht verurteilt wird	3
	Opferschutz geht vor Institutionsschutz (Motto: Lieber geht die Institution Kirche zugrunde als dass noch ein Mensch wegen Vertuschung missachtet wird)	3
	Geschlechtergerechtigkeit verbunden mit einer öffentlichen Bitte um Vergebung für Verstöße dagegen seitens der Kirchenleitung in Rom)	3
	Scharfe Kritik bis hin zum Verbot seitens der Kirchenleitung gegenüber allen Gruppierungen, die ermöglichen, dass die spirituelle Selbstbestimmung missachtet wird.	2
	Mehr pastoraler Ungehorsam, Selbstermächtigung und Grassroots-Bewegungen unter den Katholik*innen	7



Menschen begegnen, die ich nur aus Videokonferenz-Kacheln kenne und Menschen wieder begegnen, die ich seit Jahren nicht mehr live gesehen habe, das war mein Hauptinteresse beim Katholikentag. Immunsupprimiert und mit wirkungsloser Impfung gehe ich bis heute in keine Veranstaltung in Innenräumen. Mit Maske und ohne Nutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln im Freien Menschen treffen, das habe ich gewagt. Unter diesem Aspekt waren die Tage für mich faszinierend schön.

Rückblickend auf die Fülle an Erlebtem möchte ich davon erzählen, was mich bis jetzt am meisten beschäftigt. Am Eröffnungsabend hatte ich schon mal beim Standaufbau vorbeigeschaut, war uralten Bekannten begegnet, die sich noch erinnerten, dass man mich in Leipzig wegen Herzschwäche im Rollstuhl rumgefahren hatte.

Auf dem Weg zur Eröffnungsveranstaltung traf ich Sr. Philippa Rath. Wir suchten uns ein etwas entferntes Sitz-Plätzchen im Schatten und schauten rüber zu den Menschen, die sich vor der Bühne versammelten. Plötzlich wurde Sr. Philippa angesprochen von einer Frau, die sich bei ihr für ihre Bücher und ihr Engagement bedanken wollte. Wir kamen ins Gespräch und sie erzählte ihre Geschichte. Eine Geschichte von Missbrauch und Vertuschung. Es kam ein kühler Wind auf und ich ging ein paar Schritte weg in die Sonne. Da stand ich – auf der einen Seite sah ich in der Sonne die Menschenmenge in prima Stimmung bei entsprechender Musik. Katholikentagsfeeling pur. Auf der anderen Seite, im Schatten, die Frau noch im Gespräch mit Sr. Philippa

und ich fühlte die tiefe Zerrissenheit in dem, was wir da tun beim Katholikentag. An Himmelfahrt schaute ich mir den Gottesdienst geschützt vom Hotel aus an und hatte so den besten Blick auf die Aktion mit dem Martinusmantel. Eine schöne Idee. Zur Predigt verweise ich auf die Kolumne von Meike Kröger.

Danach zog ich los, wieder an unserem Stand vorbei, der direkt am Schlossplatz gegenüber vom ZDK den besten Platz aller Zeiten hatte. Kolleg*innen begrüßen, plaudern... und dann schnell weiter zum Schillerplatz. Im Vorfeld bereits war ich eingeladen worden zu einer Veranstaltung unseres Diözesanrats, in dem ich beratendes Mitglied bin. Das Gremium der vergangenen Amtsperiode war pande-

standen auch andere Leute auf dem Platz und deshalb wurde mehrmals betont, dass der lange, gedeckte Tisch nur für Diözesanräte sei. Ich ging mit den anderen rüber, setzte mich aber nicht, da belegte Brötchen auf Buffets nicht ideal sind für Immunsupprimierte. Auch auf Sekt hatte ich keine Lust, nur darauf, mit ein paar Bekannten zu reden. Da kam ein Mann neu hinzu, etwas jünger als ich, und fragte die junge Frau, die Sekt einschenkte, freundlich: „Sind hier alle eingeladen?“ Sie sagte: „Nein, nur Diözesanräte.“ Er verwies auf das Schild, auf dem das Katholikentagsmotto stand, „Leben teilen“, und sagte: „Das passt aber nicht zusammen.“ Wir kamen ins Gespräch und ich erklärte, wie es zu dieser Veranstaltung gekommen war. Er sagte, er verstehe das. Ruhig, aber mit sehr bedrücktem Gesicht. Ich signalisierte nur durch meinen Blick, dass er mehr sagen könne, wenn er wolle. Und er sagte: „Ich bin Missbrauchs-betroffener. Es ist so mühsam, es ist so schwer, bis einem jemand glaubt. Ich hab so viel Abweisung erlebt. Und darum trifft es mich so, dass hier steht „Leben teilen“, aber ich darf nicht dazugehören“. Natürlich hätte ich nun als „Berechtigte“ ihm etwas geben oder ihn an den

Tisch bitten können, aber das war nicht die Ebene, auf der eine Lösung gelingen wäre. Es ging nicht um das Glas Sekt und das Lachshäppchen. Der Schmerz war viel tiefer. Wir sprachen so lange miteinander, wie er es wollte und gingen dann, einander Gutes wünschend, auseinander. Und wieder war da das Gefühl der Zerrissenheit.

Im weiteren Verlauf wieder schöne Begegnungen und dann ein Termin im Innenhof des Königin-Katharina-Stifts. Dorothee Kluth (DRS) und Martha Gottschalk (Eichstätt) kamen mit Beate Gilles und mir ins



Foto: Bernhard Löhlein

Gespräch – über unsere Kirche und auch über Persönliches. Ein kleiner, aber feiner Zuhörerinnenkreis war interessiert dabei und jemand meldete zurück, dass wir vier uns sehr gut die Bälle zugespielt und über wichtige Themen gesprochen hätten. Es war kein Streitgespräch, aber unser jeweiliger Hintergrund führte zu unterschiedlichen Haltungen im gemeinsamen Interesse der Stärkung von Frauen. Beate Gilles brachte es einmal so auf den Punkt, dass sie meine Überlegungen als bedenkenswert bestätigte und ergänzte: „Ich würde es nur nicht so radikal sagen wie Sie.“

Später dann eine der Begegnungen, wie viele sie hatten in diesen Tagen. Ein lauter Ruf von ihr und mir: „Oh, wie schön, dich zu treffen“, verbunden mit ausgebreiteten Armen und dennoch auf Abstand. Johanna Beck (Siehe das Interview auf Seite 24/25) war mir über den Weg gelaufen und erzählte kurz von der Livesendung im ZDF ein paar Stunden zuvor zum Thema „Wer braucht noch die Kirche“.

Dunja Hayali hatte ein einstündiges Gespräch mit ihr, Georg Bätzing, Irme Stetter-Karp, Kevin Kühnert und Anette Zoch moderiert. Als ich am späten Abend nach 17 465 Schritten mit runden Füßen im Hotel eintraf, schaute ich mir diese Sendung in der Mediathek an. Sie ist dort noch abrufbar und sie ist sehenswert. Die Einstiegsfrage von Dunja Hayali ging an Bischof Bätzing: „Warum lassen sich immer weniger Menschen auf die Kirche ein?“ Was würde

worden war, zum Bezirksdekan ernannt hatte. Er äußerte sich ähnlich, wie er auch öffentlich dazu Stellung genommen hatte, allerdings kam er mir dabei nicht teflonbeschichtet vor. Ich hätte mich gerne länger mit ihm unterhalten, aber es blieb nur Zeit, zu fragen, ob er denn nachempfinden könne, wie es den Frauen mit seiner Entscheidung gehen muss. Johanna Beck, so sprach ich, hat es in der ZDF-Sendung doch gesagt, dass Betroffene oft lange brauchen, bis sie wirklich sagen können, wie sehr sie etwas belastet. „Doch, das verstehe ich“, sagte er. Auch diese Begegnung ließ mir irgendwie ratlos zurück.

Am Samstagvormittag schaute ich mir online zunächst die Veranstaltung #AdultsToo an. Da-

bei waren Christiane Florin, Doris Reisinger, Ute Leimgruber, Klaus Pfeffer und Peter Hundertmark. Sie sprachen über erschütternde Berichte von Erwachsenen mit Missbrauchserfahrungen. Als die Frage aus dem Publikum gestellt wurde, ob das "katholische System" noch zu retten sei, antwortete Klaus Pfeffer, Generalvikar in Essen: „Ein System, das solche Verbrechen möglich macht, darf nicht gerettet werden“. Nach einer kurzen Pause begab ich mich online in die Liveübertragung: "Kirche kann bunt. Mit Vielfalt gewinnen". Jens Ehebrecht Zumsande, Brigitte Vielhaus und Sr. Philippa Rath überzeugend. Bischof Dieser freundlich, verständnisvoll und doch enttäuschend in seiner bischöflichen Haltung „Die Einheit wahren“.

Ein Highlight meiner Begegnungen am Nachmittag war das Zusammentreffen mit Lisa Kötter. Sie war die Letzte, mit der „Wir sind Kirche“ am Jakobsbrunnen ins Ge-

Klaus Pfeffer:

„Ein System, das solche Verbrechen möglich macht, darf nicht gerettet werden“

man auf so eine Frage als Antwort erwarten oder auch erhoffen vom Vorsitzenden der DBK, der die Dramatik der Gründe doch kennen muss. Mit seiner sanften, bedächtigen Stimme antwortete er: „Weil wir in einem Land der Freiheit leben und der Preis der Freiheit ist, dass es keine Zwänge mehr gibt, sich irgendwem irgendwie anzuschließen, sondern nur noch aus Überzeugung und da steh ich für.“ Ich denke an Teflonbeschichtung.

Am Freitag bin ich ihm vor der Friedenskundgebung im Schlossgarten begegnet. Er erkannte mich als Synodalin und Vorsitzende des GR-Bundesverbands. Wir kamen kurz ins Gespräch darüber, weshalb er einen Priester, der Frauen gegenüber übergriffig ge-



sprach kam. Der Stand gegenüber war der von Maria 1.0. Es war offensichtlich, dass diese sich abgesprochen hatten, den Teil mit Rückfragen aus dem Publikum an sich zu reißen. Lisa blieb freundlich und souverän. Die Gegner*innen hatten keine Chance und beim die Gesprächsreihe abschließenden gemeinsamen „Ubi caritas“ waren sie längst verschwunden. Nach einem gesprächsintensiven Abendessen mit Mara Klein und Sr. Philippa Rath fuhr ich heim und schaute mir den Abschlussgottesdienst am Sonntag vom Sofa aus an. Ich freute mich über die Dialogpredigt und mir gefiel gleich der Einstieg sehr gut. „Was für schwierige Textel“, hatte ich selbst beim Hören schon gedacht. Im Verlauf der Predigt sagte Katrin Brockmüller: „Verherrliche deinen Sohn, damit der Sohn dich verherrlicht. Man könnte ebenso gut übersetzen: Ehre mich, wie ich dich ehre. Das heißt: gib mir Ansehen, gib mir Würde, gib mir Glanz, gib mir Schönheit. Das ist das, was

eine gelingende Beziehung ausmacht: Wir lassen einander groß sein. Wir lassen einander fliegen. Das ist Liebe: Ich gebe alles, damit du in meiner Nähe dich selbst zeigen kannst, dein Innerstes, dein Stärkstes, dein Schwächstes und auch dein Schönstes.“

Da waren sie wieder, die zwei Seiten des Erlebens: die Erinnerung an Begegnungen in Zuneigung, Interesse aneinander und gegenseitiger Achtung – gerade auch bei unterschiedlichen Meinungen –, die ich erleben durfte in diesen Tagen, und gleichzeitig das Wissen darum, wie viele Menschen in und an unserer Kirche leiden. Die schönen Worte haben mich nicht erreicht. Der Ruf nach Einmütigkeit kommt zu spät oder zu früh. Die Zerrissenheit kann nicht weggedeutet werden.

■ REGINA NAGEL



Foto: Thomas Jakob



Meike Kröger, Himmelfahrt 2022

Mein persönliches Highlight des Himmelfahrts-Tages in diesem Jahr

Der Moment, als die Heilige Geistkraft dem Bischof auf dem Katholikentag flugs die sorgfältig vorbereitete Predigt zum Eröffnungsgottesdienst vom Ambo geweht hat.

Was hätte man daraus machen können! Weg mit den klugen Worten, das Zeichen (!) der Zeit nutzen und mal Tacheles reden? Vielleicht weniger fromm und formschön, dafür ehrlich und demütig darüber sprechen, wie wenig gut das in Wirklichkeit klappt, dieses „Leben teilen“ in unserer kaputten Kirche?

Das Motto des Katholikentags - schön und gut und wichtig.

Bischof Gebhard Fürst (Diözese Rottenburg-Stuttgart) spricht von „Leben teilen, Leben stiften“ und wie wichtig es ist, dass "zum Leben eingeladen wird".

Und was macht „die Kirche“? Schließt aus, sortiert, zieht Grenzen und lädt eben nur dann ein, wenn Bedingung XYZ erfüllt ist.

Zum Glück weiß ich, dass es in dieser Kirche Menschen gibt, die sich schon lange über unsinnige und verletzende Regeln hinweg setzen, die wahrhaftig einladend sprechen und handeln.

Sie nehmen in Kauf, dass sie dafür angefeindet werden oder sogar mit beruflichen Konsequenzen rechnen müssen. Diesen Mut und dieses Vorangehen bewundere ich immer wieder.

„Leben teilen heißt Verantwortung übernehmen für eine gerechtere Gesellschaft“ predigt der Bischof - aber wie kann eine Kirche das „von der Welt“ einfordern, solange sie selbst so ungerecht handelt?

Wir sollen „die gleiche Würde aller Menschen als Geschenk Gottes annehmen“ - aber wie ernst kann man das nehmen, wenn es von einer Institution gefordert wird, die das selbst nur zögerlich oder gar nicht umsetzt?

Bischof Fürst hat den heiligen Moment verpasst.



Er hat den Windhauch, die Ruach, nicht genutzt, die ihm die Röcke verwirbelt und den Tisch frei gepustet hat. Er hat professionell darüber weg souveränisiert und sein Ding abgeliefert.

Aber er hat auch etwas sehr starkes gesagt an diesem Himmelfahrtstag:

„Der Himmel soll aufgehen über der Hölle dieser Welt.“

Mit Blick auf das Grauen, das nah und fern geschieht, mit einem dicken Kloß im Hals, Wut und Ohnmacht im Bauch beim Blick auf Amokläufer, Kriegstreiber und all die wirklich höllischen Zustände auf diesem Planeten ist das tatsächlich für mich mehr als ein frommer Wunsch.

**Es ist Hoffnung aus tiefstem Herzen.
Happy Himmelfahrt.**

Anmerkung: Mara Klein, Teilnehmende*r des Synodalen Werts, schreibt vom Katholik(*innen)-Tag um aufzuzeigen, dass auch bei dieser Veranstaltung sprachlich Luft nach oben ist, wenn es um einladende Sprache geht. Ich danke Mara für diesen Hinweis.

■ BILD UND TEXT AUCH HIER: www.seeligkeiten.de/2022/05/27/vom-winde-verweht-oder-von-verpassten-chancen

Auf den Stand und den Verband!

Hohes Engagement und viele Passanten am Stand

Bereits im Vorfeld des Katholikentags war klar, dass das Standteam unter Federführung von Ulrike Keßler und Julian Renner viel Zeit und Ideen investierte, um einen interessanten Stand des Berufsverbands zu gestalten – in guter Kooperation mit dem BVPR. Informativ war der Innenraum des Stands gestaltet und davor stand ein Podest. Ein Predigtcorner, von dem aus zu jeder vollen Stunde ein*e PR oder GR eine Kurzpredigt hielt. Der Platz war ideal: Direkt am Schlossplatz, an dem permanent der Besucherstrom der Katholik*innen wie auch der sonstigen Besucher*innen der Haupteinkaufsstraße in Stuttgart vorbeikamen. Und immer blieben welche stehen und hörten zu. „Die meisten bleiben stehen bis zum Schluss. Die wollen hören, was die Prediger*innen zu sagen haben“, sagte mir Michaela Labudda, die gegenüber beim ZDK Standdienst hatte und die Lage gut beobachten konnte. „So sollte es eigentlich sein“, meinte sie. „Wir sollten das Evangelium so verkünden, dass die Leute stehenbleiben. Oft ist es in den Kirchen ja eher umgekehrt. Wir sind froh, wenn die wenigen, die noch kommen, dableiben.“

Ein GR-Standteam (Sigrun Mei, Monika Romer und Marlene Schiebel) hatte ich vor ihrem Einsatz gebeten, ein paar Eindrücke zu notieren und Fotos zu machen, wer oder was einem so begegnet am Stand. Hier Zitate aus ihren Notizen:

- Der Platz mit „Durchgangsverkehr“ ist ideal, allerdings sind 90% der Leute nicht an Kirche interessiert.
- Natürlich kam die eine oder andere prominente Person vorbei – z.B. Malu Dreyer. Sie wünschte uns einen langen Atem. Sie weiß, dass viele Mitarbeiter*innen frustriert sind.
- Ein pensionierter Pfarrer aus Oberschwaben fragte: Woher nehmen Sie Ihre Lust, in der Kirche zu arbeiten?
- Zwei Gemeindediakone ermutigten uns mit den Worten: Wir stärken Ihnen den Rücken!
- Von denen, die von sich aus auf uns zukommen, haben viele im familiären Umfeld mit GR oder PR zu tun. Hier ein paar Stimmen:
- Ich habe zwei Kinder und beide haben Religionspädagogik studiert
- Meine Frau ist Gemeindereferentin und da bin ich automatisch als Mann ehrenamtlich tätig
- Ich bin froh, als GR pensioniert zu sein. Da kann ich meinen Glauben leben, wie ich will

- Meine Tochter ist schon sehr lange GR in der Erzdiözese Freiburg. Während der Ausbildung wurden ihr immer wieder Steine in den Weg gelegt

Und hier noch ein paar andere Stimmen:

- Schade, dass unsere PR nur kurz bei uns war. Sie hat aufgehört, weil sie mit dem Pfarrer große Probleme hatte. Jetzt haben wir wieder niemanden, der uns versteht
- Wir haben keinen pastoralen Mitarbeiter und wollten fragen, ob wir an Ihrem Stand jemand bekommen
- Natürlich wurde auch das Missbrauchs-drama angesprochen. Es wurde gefragt, warum GR keine Trauma-Ausbildung machen.

Während unserer Schicht fragte allerdings niemand von den jüngeren Personen, die vorbeikamen, nach unseren Aufgaben. Niemand wollte Infos über den Berufsverband. Insgesamt, so berichtet das Standteam, war die Stimmung gut und die „Wundertüten“ kamen prima an.

Auch andere Kolleg*innen, die Standdienste übernommen hatten, berichteten davon, dass die Reißleinen, Zündschnüre und Geduldsfäden jeweils einen prima Einstieg in ein Gespräch ermöglichten. Schon am Donnerstag war klar, dass die vorbereitete Menge nicht ausreichen wird und so wurden fleißig Tüten geklebt, um den Nachschub zu sichern.

Das Highlight am Stand war ein Treffen von Gemeindereferent*innen. Die Einladung war vorab versandt worden und viele kamen zu Sekt und Häppchen und Plauderei nach dem Motto „Auf den Stand und den Verband!“

■ REGINA NAGEL



Redaktion Feinschwarz
30. Mai 2022
Kirche, Theologie

Remix Hoffnung?

Der Pavillon der Betroffenen blieb geschlossen. Die Erbsünde hat ausgedient. Die Theologie beunruhigt. Fünf Tage Katholikentag in Stuttgart – eine Rückschau von Norbert Bauer.

„Du bist halt Generation Senfkorn“ spöttelte eine Freundin, als ich erwähnte, dass ich mir mal wieder ein Katholikentagsticket gekauft habe. 1978 hat Ludger Edelkötter das Hoffnungslied komponiert. Zwei Jahre später habe ich in Berlin meinen ersten Katholikentag besucht. In Erinnerung geblieben ist mir ein Mitsingkonzert in der Waldbühne und der Besuch in der Diskothek S.O.U.N.D. Ich wollte auch da tanzen, wo Christiane F. und die „Kinder vom Bahnhof Zoo“ getanzt haben. Nach Berlin bin ich noch mit einem Sonderzug angereist. In diesem Jahr kenne ich mehr katholische Freund*innen, die nach Oberammergau als Stuttgart fahren. Laienschauspiel ist offensichtlich attraktiver als Laienkatholizismus.

500.000 Menschen pilgern in diesem Jahr zu den Passionsspielen, nur 27.000 zum Katholikentag. Ob Stuttgart das Ende des Senfkornkatholizismus ist, ist noch offen. In Saarbrücken wurden 2006 nur 30.000 Teilnehmer*innen gezählt, 2018 in Münster 90.000.

Die feinschwarz-Redaktion offline erleben

Dicke Programmhefte waren lange vor den bunten Schals die Erkennungszeichen für die Teilnahme. Heute reicht ein

Smartphone für Programm, Ticket und Stadtplan. Auch in Stuttgart gilt: digital ist besser. Den umgekehrten Weg beschritt die Redaktion von Feinschwarz. Das theologische Online-Feuilleton konnte zum zweiten Mal nach dem Katholikentag in Münster offline erlebt werden. „Was fehlt?“ lautete die Überschrift über der Veranstaltung. Was nicht fehlte, war das Interesse an der Premiere. Im großen Saal im Haus der Wirtschaft waren nur noch wenige Stühle frei. Auch Wolfgang Thierse war neugierig, was heute in der globalen Welt in der katholischen Kirche und im theologischen Denken fehlt. Drei große Fragen für 90 Minuten ohne Verlängerung. Gleich in der ersten Runde erzeugte Christian Bauer einen Senfkornmoment. „Hoffnung macht handlungsfähig, Zynismus lähmt.“ Endgültige Antworten konnten und wollten nicht angeboten werden, denn Theolog*innen sollen, so Julia Enxing, „die Frage selbst lieben.“ Die etwas ruhige Tonalität der in drei unterschiedlichen Konstellationen mit erfreulicher Zeitdisziplin geführten Diskussion veränderte sich bei den Fragen des Publikums. Ein Physiker vermisste in der aktuellen Theologie die Auseinandersetzung mit so großen Themen wie Ewigkeit und Allmacht. Julia Enxing antwortete „Bei mir gibt es keinen allmächtigen Gott. Ich weiß nicht, ob sie das eher beruhigt oder schockiert.“

Leere Ränge und großes Interesse an Erbsünde?

Zahlreiche Debatten und Diskussionen wurden vor beinahe leeren Rängen geführt. Für das Podium „Wovon sollen wir erlöst werden? Hoffnungsperspektiven für eine Menschheit ohne Erbsünde“ war der Raum zu klein. Interessierte mussten abgewiesen werden und konnten so nicht mitbekommen, wie Christoph Böttigheimer das Konstrukt der Erbsünden-

lehre verabschiedete. Johanna Rahner reichte der stille Abschied nicht, denn mit der Erbsündenlehre ist eine Schuldgeschichte verbunden. „Die Schuld Adams musste Eva ausbaden.“ Der Philosoph Frederek Musall konnte sich gelassen zurücklehnen: „Manche Probleme habe ich als Jude nicht.“ Im Judentum wurde die Schöpfungsgeschichte nicht als Sündengeschichte rezipiert, sondern als Moment der Entscheidungsfreiheit, die den Menschen zum Menschen macht. Einig waren sich die Teilnehmer*innen des jüdisch-christlichen Dialogs am Ende, dass die Ausgangsfrage eine andere sein muss. Statt „Wovon sollen wir erlöst werden?“ soll besser gefragt werden „Worin besteht unser Heil?“ Das Gespräch hätte nicht nur einen größeren Raum, sondern auch mehr Zeit gebraucht, auch um die anthropologische Perspektive in den aktuellen Kontext von Unheilserfahrungen stellen zu können.

Ein Zelt blieb verschlossen.

Die ganze Vielfalt des Katholischen lässt sich auch in Stuttgart wieder an den weißen Zelten der Kirchenmeile bewundern. Von der „Arbeitsgemeinschaft Tanz in Liturgie und Spiritualität“ bis zum „Zentralkomitee der Deutschen Katholiken.“ Ein Zelt blieb verschlossen. An der Zeltplane war der Grund zu lesen: „Die am Bauprojekt mitwirkenden Opfer/Betroffene/Überlebende des Missbrauchs brauchen nach den schweren und leider noch nicht abgeschlossenen Arbeiten am Fundament einer funktionierenden Betroffenenarbeit in der katholischen Kirche in Deutschland – zumindest in Stuttgart erst einmal eine Pause.“ Bundespräsident Steinmeier besuchte unmittelbar nach dem Eröffnungsgottesdienst an Christi Himmelfahrt diesen Stand und sprach



mit Vertreter*innen des Beirats. Kein Wort zu den Betroffenen fand Bischof Fürst zuvor in seiner Predigt. Dabei hätte sein Thema „Leben teilen“ und der Hl. Martin eine gute Vorlage geboten. Er hätte z.B. darüber nachdenken können, was das Narrativ des geteilten Mantels für die Anerkennungsleistungen bedeuten könnte.

Was Frauen schon so oft haben hören müssen.

Johanna Beck, Mitglied des Betroffenenbeirats der DBK, traf bei dem ZDF-Podium „Wer braucht noch Kirche?“ auf Bischof Bätzing. Der versuchte sich zu rechtfertigen, warum er einen Priester trotz Belästigungsvorwürfen befördert hat. Die betroffene Frau, so Bätzing, habe er über die Beförderung informiert. Er habe zunächst keine vollständige Ablehnung wahrgenommen. „Sie hat nicht signalisiert, das geht gar nicht.“ Der Vorsitzende der DBK wiederholte mit diesem Rechtfertigungsversuch genau das, was Frauen schon so oft nach traumatisierenden Situationen haben hören müssen: „Sie hätten doch deutlicher Nein sagen können.“ Trotz des erneuten Schlags ins Gesicht der Betroffenen ließ sich Zdk Präsidentin Irme Stetter-Karp ihre Zuversicht auf Veränderung nicht nehmen und erinnerte an einen weiteren Hoffnungsklassiker: „Wenn viele kleine Leute an vielen kleinen Orten...“.

„

Wollen wir eine komplette Offenlegung oder nicht?“

Eine gelungene Vorlage für Philipp Gessler. Er eröffnete das von Joachim Frank moderierte GKP Podium „Von der Sprachlosigkeit zu neuer Sprachfähigkeit. Wie kann die Kirche ihre Botschaft (mit-)teilen?“ Mit einem spannenden, kostbaren und wertvollen Impuls nahm Gessler den Kirchenjargon ein Stück weit auseinander. Ein positives Gegenbeispiel benannte Beatrice von Weizsäcker. „Den schönsten Segen habe ich bei einen WhatsApp Gottesdienst der Netzgemeinde Da_zwischen erhalten.“ Es dauerte aber 70 Minuten, bis der weiße Elefant die Bühne betreten durfte. Die Kirche könne ihre Sprachfähigkeit nur zurückgewinnen, wenn sie ihre Haltung zur Aufarbeitung geklärt habe, so Gniffke, SWR Intendant. „Wollen wir eine komplette Offenlegung oder nicht?“ Das wäre die Frage, die die Bischöfe zu beantworten haben, statt weiterhin mit ihren Reden den Eindruck zu erwecken, sie wollen noch etwas retten. Die Frage einer Theologie-Studentin aus dem Publikum offenbarte ein weiteres Sprachproblem der Kirche. Sie hätte schon mehrfach von ihren Professoren gesagt bekommen, wenn sie eine kirchliche Laufbahn einschlagen wolle, solle sie auf ihre Worte achten. Als Medienbischof Marx dieses Problem kleinreden wollte, platzte Gniffke der Kragen: „Eine Institution muss strukturell sicherstellen, dass Redefreiheit garantiert ist.“ Da war sie wieder: die Strukturdebatte. Wenn Strukturen nicht einladend sind, kann es auch die Sprache nicht sein.

Zwei Tage vorher hatte am selben Ort Elazar Benyoetz gezeigt, wie klar Sprache sein kann. Er brauchte dafür nur einen Stuhl, einen Tisch, ein Glas Wasser und seine Texte. Keine Anmoderation, kein Anwalt des Publikums, nur noch die Musik von Kolja Lessing mit seiner Geige. Leider waren nur 20 Menschen dabei, als der 1939 mit seiner Familie nach Israel immigrierte Dichter seine Aphorismen vortrug. Kurze, prägnante, trotzdem spielerische Sätze. „Fern sei mir das naheliegende.“ Ein Motto für den nächsten Katholikentag?

„Wenn zu viele Menschen keine Hoffnung haben...“

Oft wurde beklagt, dass die Politiker*innen einen großen Bogen um den Katholikentag gemacht haben. Robert Habeck und Annalena Baerbock waren nicht da. CDU-Chef Merz auch nicht. Mit Cem Özdemir war immerhin der aktuell drittbeliebteste Minister da. Bundeskanzler Olaf Scholz machte sich zusammen mit Nora Bossong Gedanken zu „Zusammenhalt und Zeitenwende“ und legte einen schönen Remix des Hoffnungssongs auf: „Wenn zu viele Menschen keine Hoffnung haben, geht es schief.“ SPD und Katholikentag Arm in Arm. In Erfurt bin ich wieder dabei.

■ NORBERT BAUER,
LEITER DER KARL RAHNER AKADEMIE IN KÖLN

Zuerst erschienen bei „feinschwarz“ und veröffentlicht mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Redaktion Feinschwarz.

Rezensionen

Heute Glauben leben können

Ob Katholikentag oder Synodaler Weg. Ob Pfarrgemeinderat oder Wort-Gottes-Feier. Die Orte sind vielfältig, an denen Glaube heute gelebt wird. Und an denen es immer wieder die Herausforderung gibt, ihn lebendig werden zu lassen. Einige neue Bücher können helfen.

Franz Meurer ist ein Kölsches Original, bundesweit bekannt wurde er spätestens mit seinem Bestseller „Glaube, Gott und Currywurst“. In seinem neuen Buch **WAFFELN, BROT UND GOTTES GLANZ** erzählt er, wie Zusammenhalt gelingt, Kirchengemeinden lebendig bleiben und Religion nicht belanglos wird. Pfarrer Meurer lebt es vor und lässt es in jeder geschriebenen Zeile erkennen: wenn man das Leben kreativ nutzt und ohne Vorbehalte für andere einsetzt – dann kann man den Himmel näherbringen. Er erzählt alltägliche Geschichten. Von „Hanns C.“ oder „Elisabeth H.“, aber auch über Vertrauen, Toleranz und Jecken. In kritischen Zeiten ist das ein Buch, das Mut macht und von der Kraft des Glaubens Zeugnis ablegt.



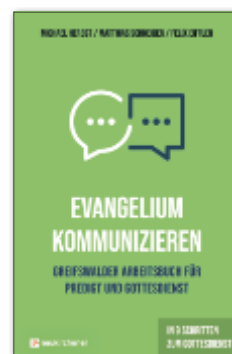
Franz Meurer:
Waffeln, Brot
und Gottes Glanz.
Wie Kirche es
gebacken kriegt.

Herder 2021



Ulrich Schwaderer /
Jörg Wiedmayer (Hg.):
Sinn gesucht -
Gott erfahren KIDS:
Erlebnispädagogik im
christlichen Kontext der Arbeit
mit Kindern
von 8 bis 12 Jahren.

Neukirchener
Verlagsanstalt 2022



Michael Herbst / Matthias
Schneider / Felix Eiffler:
Evangelium kommunizieren
- Greifswalder Arbeitsbuch
für Predigt und Gottesdienst:
In 9 Schritten zum Gottesdienst.

Neukirchener
Verlagsanstalt 2022



VON MARCUS LEITSCHUH

Das Arbeitsbuch **EVANGELIUM KOMMUNIZIEREN** führt in neun Schritten zur Erarbeitung einer evangelischen Predigt und eines evangelischen Gottesdienstes: Predigt- und Gottesdienstvorbereitung bemühen sich um eine Kommunikation des Evangeliums mit dem Ziel, dass es zu einer Begegnung zwischen Gott und Gemeinde kommt. Dieses "Greifswalder Exerzitium" bietet dafür eine profilierte und praktisch erprobte Einführung - und gibt somit grundlegendes Handwerkszeug für Predigt und Gottesdienst mit an die Hand. Das Buch kann ökumenisch helfen, denn es nimmt auch katholische Menschen an die Hand, die biblische frohe Botschaft heute zu verkünden. Das Buch ist bestens geeignet für Interessierte, die die Wortverkündigung erlernen, üben oder vertiefen wollen und dementsprechende liturgische Formen wählen.

Das Ideenbuch **LIEST DU MICH NOCH?** enthält 69 innovative Methoden, um gemeinsam mit Jugendlichen einen biblischen Text in der Gruppe zu erarbeiten. Es eignet sich für junge Leute, die schon länger mit der Bibel unterwegs sind, sowie für Neu- oder WiedereinsteigerInnen. Die übersichtliche Gestaltung und Kategorisierung helfen, schnell eine geeignete Methode für die eigene Gruppensituation zu finden. Das Büchlein überzeugt mit Ideen wie: Bible Art, Pen\&Paper Charakterbögen, Emojis, Hashtags oder Memes, Kreuzverhör, Sportify your text, Insta\Story oder Pinterest\Pinnwand, u.v.m.



Karsten Hüttmann / Bernd
Pfalzer: Liest du mich noch?
69 Methoden zum Bibelle-
sen mit Gruppen. Ein Ideen-
buch für Mitarbeitende Ta-
schenbuch. Neukirchener
Verlagsanstalt 2021

CATHOLIC WOMEN steht dafür, dass die weibliche Stimme gegen Missstände und Machtmissbrauch, gegen Diskriminierung und Gewalt eine weltweite und plurale Bewegung ist, aus dem Herzen der Kirche. Die Autorinnen sind gläubige Christinnen, viele von ihnen Ordensfrauen. Mit ihren Texten tragen sie zu einer international lebendigen Diskussion bei und dokumentieren grenzüberschreitende Solidarität. Die Beiträge führen die Diskussion weiter und machen dadurch greifbar, inwiefern die Kirche aus Sicht der Frauen und vor der Debatte um internationale Menschenrechte der Erneuerung bedarf. Das Buch vermittelt vielstimmig und fundiert gemeinsame Anliegen aus der Weltkirche heraus, für die aktuellen synodalen Gesprächsprozesse, nicht nur in Deutschland. Mit Beiträgen u.a. von Sr. Daniela Cannavina, Mara Klein, Sr. Mary John Mananzan und Sr. Birgit Weiler.



Ute Leimgruber: Catholic
Women: Menschen aus aller
Welt für eine gerechtere Kir-
che Taschenbuch. Echter
Verlag 2021

„Zeitreise ins Bermuda-Dreieck menschlicher Existenz ist **SEXUALITÄT-MACHT-RELIGION** untertitelt. Seit mehr als zehn Jahren erregen Missbrauchsskandale in Kirche und Gesellschaft Wut und Abscheu in der Öffentlichkeit. Der Neutestamentler Joachim Kügler unternimmt vor diesem Hintergrund einige biblische und religionsgeschichtliche Ausflüge, um den engen Zusammenhang von Macht, Sexualität und Religion besser zu verstehen. Diese Zeitreisen sind keine Einladung zur Flucht aus der Gegenwart, sondern der Versuch, Grundstrukturen männlich dominierter Gesellschaften aufzudecken. In der Begegnung mit Vätern, die ihre Töchter zur Vergewaltigung anbieten, Frauen, die zu Männern werden müssen, um gleichwertig zu sein, und Göttern, die ihre Macht sexuell ausspielen, wird beklemmend deutlich, dass das Etikett „rape culture“ (Vergewaltigungskultur) nicht nur damals passte. Ein mutiges Buch.



Joachim Kügler: Sexualität -
Macht - Religion. Zeitreisen
ins Bermuda-Dreieck
menschlicher Existenz. Echter
Verlag 2021



Andreas G. Weiß:
Ausgelacht!?
Glaube und die Grenzen des
Humors.

Herder 2021



Michael N. Ebertz /
Janka Stürner-Höld:
Eingespielt – Ausgespielt!
Vom notwendigen Wandel
des Pastoralen Habitus
in der Kirche.

Matthias Grünewald
Verlag 2022



Marie-Luise Langwald /
Isolde Niehüser (Hg.):
Sara, Tamar und
ihre Schwestern.
Frauengottesdienste
Band 52.

Schwabenverlag 2022



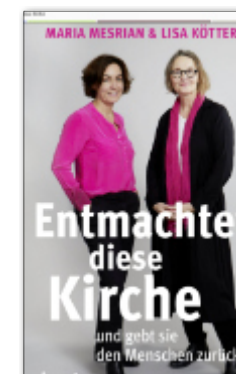
Björn Hirsch:
Der Ort macht die Kirche.
Impulse und Ideen
für eine
kontextbezogene Pastoral.
Werkbuch für
Haupt- und Ehrenamtliche
in Gemeinden.

Schwabenverlag 2022



Silvia Hadem-Staab/ Bernd
Paulus/
Simone Sichert/
Michaela Ströbel-Langer/
Johannes Wirsing:
Mit welchen Schuhen
gehst du?
Bibliodramatische Metho-
den im Religionsunterricht.

Vandenhoeck & Ruprecht
Verlag 2022



Maria Mesrian /
Lisa Kötter:
Entmachtet diese Kirche:
und gebt sie
den Menschen zurück
Gebundene Ausgabe.

Bene! Verlag 2022

Die Anschläge auf das Pariser Satiremagazin „Charlie Hebdo“ haben im Januar 2015 die Welt erschüttert. Zum wiederholten Mal zeigte sich die gewaltförmige Fratze einer zutiefst gekränkten Weltreligion, die sich von bissigen Darstellungen zeitgenössischer Humoristen in ihrem Inneren angegriffen fühlte. Die verzerrten Bilder des Propheten Mohammed forderten die religiösen Gefühle zahlreicher Muslime zutiefst heraus – eine Handvoll von ihnen reagierte mit einem terroristischen Blutbad, das Frankreich im selben Jahr noch mehrmals in Atem hielt. Auch die Humorkünstler von Monty Python mit ihrem Welterfolg „Das Leben des Brian“ (1979), die Macher der US-amerikanischen Kultserie „Die Simpsons“ oder das deutsche Satiremagazin „Titanic“ haben neben den jüdischen und christlichen Protesten auch den Aufschrei zahlreicher weiterer Religionsgruppierungen auf sich gezogen. Hört bei Gott also der Spaß wirklich auf?

Das Lachen wurde im „Namen der Rose“ verteufelt. In „Das Leben des Brian“ oder bei den „Simson“ bleibt es einem manch-

mal im Halse stecken. Andreas G. Weiß wendet sich in **AUSGELACHT?!** dem Wert des Lachens zu. Er stellt in zahlreichen Facetten menschlichen Humors die Problemgeschichte des Humors dar und fragt, ob und inwiefern Humor nicht auch eine Ressource für religiöse Perspektiven, Kreativität und die Suche nach Neuem, Alternativen sein kann. Das Buch ermöglicht dem Leser einen produktiven Umgang mit dem Lachen, eine Erfahrung des Werts des Humors und der Satire, nicht zuletzt, weil sich darin berechnete und gerechtfertigte Anfragen, Kritik und Anliegen verbergen können.

In **INGESPIELT – AUSGESPIELT!** stoßen Michael N. Ebertz und Janka Stürner-Höld auf das, was sie in ihrem Buch den Pastoralen Habitus nennen: verfestigte Muster in der pastoralen Praxis der Kirche in Deutschland. Auf der Basis einer Studie über Kirchengemeinden arbeiten sie wiederkehrende Elemente nicht nur des Denkens, sondern auch des Wahrnehmens,

Urteilens und Handelns heraus. Der „pastorale Habitus“, den sie im pastoralen Feld vor Ort entdecken und detailliert entfalten, öffnet allen Leserinnen und Lesern die Augen und lässt sie nach Alternativen für die Zukunft der Kirche suchen. Der pastorale Habitus stellt ein System einerseits von Grenzen, andererseits aber auch von Möglichkeiten dar. Ein kleines Büchlein, das es in sich hat. Es hält jeder Gemeinde einen Spiegel vor und den dort Tätigen allemal.

Die Bibel weiß von Schicksalen – Sara wird von ihrem Mann aus Feigheit verleugnet und einem wollüstigen Machthaber preisgegeben, Tamar wird von ihrem Halbbruder vergewaltigt... Um sie und viele andere biblische – und heutige – Frauen, die auf unterschiedliche und vielfältige Weise unter gewalttätigen Männern zu leiden haben, geht es in **SARA, TAMAR UND IHRE SCHWESTERN**. Die Gottesdienste und Gestaltungselemente lesen und erzählen die biblischen Geschichten aus der Perspekti-

ve der Frauen. Das in Kirche und Gesellschaft aktuelle Missbrauchsthema wird um biblische Aspekte ergänzt. Der Aufarbeitungsprozess wird ins liturgische Gebet gebracht; die Missbrauchs-Diskussionen werden mit Gottesdiensten begleitet, deren Botschaft ist: Gott steht auf der Seite der Opfer – und das heißt hier: der missbrauchten Frauen.

Die Lebenswirklichkeit von Menschen könnte heute vielfältiger nicht sein. Das gilt auch in Bezug auf Glaube und Kirche. Durch 16 konkrete und praxiserprobte Anregungen werden pastorale Teams in **DER ORT MACHT DIE KIRCHE** unterstützt, dieser Vielfalt zu begegnen und sie kreativ zu nutzen, um Menschen individuell auf ihrem Glaubens- und Lebensweg zu begleiten. Björn Hirsch hat die Citypastoral im Bistum Fulda mit aufgebaut und gibt Einblicke in neue Glaubenszugänge – auch jenseits alter Kirchenmauern. Dem Buch tut gut, dass es Theorie und Praxis mischt. Es geht um Effizienz und Leitung, Kulturoptimismus und Mobilität. Der Au-

tor berichtet, was Gastfreundlichkeit für Kirchen bedeuten muss und wie man auf passagere Situationen eingeht. Wie man in die Szene kommt, aber sie nicht missbraucht. Auch wenn die Gestaltung lieblos ist, lesenswert ist das Buch.

Eine Methode, die etwas in Vergessenheit geraten ist. Bibliodrama ist ein profilierter Zugang zu biblischen Geschichten. Text und Lesende begegnen sich in einem existenziellen Spiel. Wahrnehmungsebenen vermischen sich, Sichtweisen und Einstellungen verändern sich. Vielfältige methodische Zugänge eröffnen den Austausch mit anderen. **MIT WELCHEN SCHUHEN GEHST DU?** beschreibt unterschiedliche Zugänge. Die einzelnen Kapitel gewähren Einblicke in exemplarische Unterrichtssituationen verschiedener Schularten. Die Lesenden gewinnen ein inneres Bild, wie es gehen könnte und erfahren,

wie wichtig es ist, diese Methoden vorher selbst auszuprobieren und sie in ihren Anforderungen an die Leitung eines Bibliodramas zu bedenken. Biblische Szenen werden zu Szenen des eigenen Lebens. Nicht nur im Religionsunterricht.

„Wem gehört die Kirche? Ist es die Kirche der Kardinäle und Bischöfe? Nein, sie gehört uns Menschen! Entmachtet den Klerus!“, fordern Lisa Kötter und Maria Mesrian. Die beiden Autorinnen von **ENTMACHTET DIE KIRCHE** sind sich einig: Es braucht eine komplette Kehrtwende. Hin zu Menschenorten: in Aufwärmorte für die Heimatlosen, in Vertrauensorte, in Orte der gemeinsamen Suche und der Demokratie. Orte, die den Menschen und damit Gott dienen. Den Gläubigen empfehlen Kötter und Mesrian ein Ende des Gehorsams. Vom Klerus fordern sie: „Verabschiedet euch von eurer vorgestrigen klerikalen Hierarchie, demokratisiert euch gefälligst und spart euch eure Betroffenheits-Routinen!“ Ein Buch randvoll mit Klartext und trotzdem ein Hoffnungsbuch, dass eine veränderte Kirche die frohe Botschaft wieder leben könnte.

Zwischenruf von Marcus C. Leitschuh

In der Kürze
liegt die Würze

Zwei evangelische Pfarrer und eine Pfarrerin fassen sich auf 224 Seiten kurz. Ihre These: Kürzere Gottesdienste und Predigten sind mehr als ein Notprogramm, denn innovative Kurzformate bleiben auch nach Corona gefragt. Ausgangspunkt war der Satz 'Bitte achten Sie darauf, dass die Predigt nicht länger als 5 Minuten dauert' in einer Rundmail während der Pandemie, um den Gottesdienst in einer kleinen Kirche möglich zu machen. Nun muss man natürlich den Stellenwert der Predigt in einem evangelischen Gottesdienst kennen. Das Wort ist Mittelpunkt des Gottesdienstes. Fünf Minuten, das ist in der katholischen Liturgie für die Predigt durchaus ein geläufiges Format. „Der Protestant“ predigt da schon gerne länger. Die Drei bieten in ihrem Buch „Fasse dich kurz“ 25 kreative Gottesdienste im Espresso-Format. Was genau jetzt die intensiven Kaffeebohnen mit der Zeitangabe „ca. 30 Min.“ zu tun hat, bleibt erst einmal das Geheimnis der versierten Prediger. Aber es wird rasch erklärt. Das Wort „espresso“ kommt vom „ausdrücken“. Es geht nicht um das schnelle Genießen, es geht um „esprimere“, was so viel bedeutet wie „ausdrücken von Gefühl, Meinung, Bedeutung“ und als Adjektiv „explizit, ausdrücklich“ meint. So also. Es geht darum, den Gehalt der biblischen Botschaft ausdrück-

licher zu präsentieren. Verdichtet, aromatisch reduziert. Kein Kaffeekränzchen, vielmehr der wach machende Genuss der kleinen Tasse Espresso. Nicht Express. Nicht schnelles Fast-Food, sondern konzentrierter Genuss. Die Beispielpredigten und Gottesdienste sollen anschaulich, narrativ sei und können bausteinartig genutzt und ergänzt werden. Die Kurzpredigten schaffen es auch in der Kürze der Zeit, tiefergehende Botschaften zu vermitteln. 5 Minuten, das sind 500 Worte oder 2500 Zeichen. Gut, dass im Theorieteil auch etwas zum Storytelling, zu digitalen Formaten und über den Mut zur Kürze gesagt wird. Denn genau darum geht es. Mut zur Kürze. Und Kraft in der Kürze. Genau darum geht es – nicht nur im evangelischen Gottesdienst. Schon Ignatius von Loyola wusste: „Nicht das Vielwissen sättigt die Seele und gibt ihr Befriedigung, sondern das innere Schauen und Verkosten der Dinge.“ Die biblische frohe Botschaft ist eigentlich kurz. Jesus ist auferstanden, freut euch. Diese zuerst von den Frauen kapierte Botschaft ist die Ur-Kunde der Christenheit. Sie ist ziemlich kurz, braucht keinen Katechismus und kein Kirchenrecht, keinen theologischen Grundsatzkommentar und kein Lehr-Amt. Vielleicht hat Corona wirklich geholfen, auf das Wesentliche zu achten. Wer nicht so



viel Zeit hat, muss sich konzentrieren. Wie guter Espresso konzentrierter Kaffee ist. Außer gutem Wasser und kräftigen Bohnen braucht es Druck. Den braucht auch die Kirche – nicht nur für Veränderungen. Corona hat viel an der Gestaltung von Liturgie und Aktive in der Katechese methodisch wach gerüttelt. „Fass dich kurz“ meint eigentlich: Mach Dir klar, was die Botschaft ist. Warum feiern wir Eucharistie. Warum laden wir zum Firmkurs. Warum ist es gut, sich mit der Bibel zu beschäftigen. Warum ist Kirche gerade heute wichtig, trotz allen kritischen Themen und Problemen, die da so einfallen können. Versuchen Sie es mal. In fünf Minuten. Ab jetzt...

■ STEPHAN GOLDSCHMIDT, LARS HILLEBOLD UND MARGIT ZAHN:
FASSE DICH KURZ
- GOTTESDIENSTE IM ESPRESSO-FORMAT.
WERK- UND BEISPIELBUCH.
NEUKIRCHENER VERLAGSGESELLSCHAFT 2022

IMPRESSUM

Herausgeber
Bundesverband der Gemeindereferenten/-innen in den Diözesen der Bundesrepublik Deutschland e.V.

Redaktionsanschrift
v.i.S.d.P.: Regina Nagel
Friedhofstr. 6 · 74259 Widdern
Tel. (01 57) 581 713 04
redaktion@gemeindereferentinnen.de

Redaktion
Regina Nagel, Widdern
und viele im Innenteil namentlich genannte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Alle arbeiten ehrenamtlich!
Das Gemeindereferentinnen-Magazin versteht sich als Diskussionsforum unterschiedlicher Perspektiven. Namentlich genannte Autoren geben daher nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Eine inhaltliche Zensur findet nicht statt.

ISSN 2191-6942

Titelfoto
Foto: unsplash.com@irina-zhuravleva

Karikaturen
Thomas Plafmann, Essen

Layout
Thomas Jakob, Rheine

Druck
Offset Friedrich GmbH & Co. KG Ubstadt-Weiher

Versand
Ökumenisches Arbeitslosenzentrum Recklinghausen e.V.

Redaktionsschluss für die Ausgabe 3/2022:
02. August 2022 · Bitte vormerken!

Artikel bitte an
redaktion@gemeindereferentinnen.de

Wunsch nach einer Berufsgruppenvertretung?
Bereitschaft, die Arbeit des Bundesverbandes zu unterstützen?
Interesse, regelmäßig das Magazin zu lesen?

Dann werden Sie bei uns Fördermitglied!

Fördermitglied kann werden, ...

- ... wer als Gemeindereferent*in in einer Diözese ohne eigenen Berufsverband arbeitet oder in der der diözesane Berufsverband nicht dem Bundesverband angeschlossen ist.
- ... wer aus einer anderen Berufsgruppe oder im Ruhestand Interesse an unserer Arbeit hat.
- ... wer die Aufgaben und Anliegen des Bundesverbandes mit jährlich mindestens **15 Euro** finanziell unterstützen möchte.

Allen Fördermitgliedern wird viermal im Jahr unser Magazin zugesandt (in Papierform oder als PDF digital).

Ja, ich werde Fördermitglied im Bundesverband der Gemeindereferent*innen

und ermächtige per SEPA-Lastschriftmandat den Bundesverband der Gemeindereferent*innen Deutschlands, Zahlungen einmal jährlich in Höhe von _____ **Euro** (mind. 15 Euro) mittels Lastschrift von meinem Konto einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Bundesverband der Gemeindereferent*innen Deutschlands gezogenen Lastschriften einzulösen.
Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Gläubiger-Identifikationsnummer: **DE17ZZZ00001057836**

Mandatsreferenz: (wird vom Bundesverband zugeteilt)

Name: _____

Kontoinhaber (falls abweichend): _____

Anschrift: _____

E-Mail: _____ **Tel.:** _____

IBAN: _____

Beruf: _____ **Diözese:** _____

Ich möchte das Magazin ☐ per Post in Papierform oder ☐ digital als PDF erhalten. (Bitte ankreuzen)

Datum und Unterschrift: _____

Bitte ausgefüllt und unterschrieben senden an:

Doris Keutgen, Weierstr. 80, 53894 Mechernich
oder als Scan an: doris.keutgen@gemeindereferentinnen.de

Ist dies Ihre richtige Adresse?

Sie haben die letzte oder diese Ausgabe des Gemeindereferentinnen-Magazin gar nicht bekommen oder sie ist an eine falsche Adresse geliefert worden? Wenn Sie zu einem diözesanen Berufsverband gehören, melden Sie bitte Ihre richtige Adresse dort. Wir bekommen von den Diözesen rechtzeitig vor Versand eine aktualisierte Adressdatei geliefert. Wenn Sie Fördermitglied sind, geben Sie Ihre neue Adresse bitte direkt weiter an: Stefan.Hain@gemeindereferentinnen.de

